

Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der flüsternde Tod

Frankreich F 5,80 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115



Der flüsternde Tod

John Sinclair Nr. 391

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 31.12.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der flüsternde Tod

Der Teufel hatte sie zu seinen Dienern auserwählt, sie waren dem Bösen verfallen, hatten sogar einen Mord auf ihr Gewissen geladen und spürten dennoch die kalte Furcht, die sich ihrer annahm, als sie auf das starrten, was sich ihren Augen bot.

Etwas Unheimliches geschah!

Begonnen hatte es mit dem weißblassen Licht, das jenseits der halbzerfallenden Kirchenmauern aufgeflackert war, höher stieg, den Rand erreichte und darüber hinausquoll.

Das Licht, ein Strahlenkranz, bedeckte einen widerlichen Totenschädel.

Übergroß war der Schädel – und, was die beiden am schlimmsten fanden, er besaß einen Mund…

Ein breites, blutrot geschminktes Maul, das überhaupt nicht auf die Vorderseite des Schädels paßte. Es erinnerte an die übertriebene Kunst der sechziger Jahre, aber diese Bilder damals hatten nicht das Grauen abgestrahlt wie der Schädel.

Er wuchs…

Größer und größer wurde er, aber in dem weißen Licht war die eigentliche Farbe des Knochenkopfs noch nicht zu erkennen.

Wade, einer der beiden Listen-Brüder, hatte den Namen bereits beim ersten Anblick ausgesprochen.

Jetzt wiederholte er ihn. »Der flüsternde Tod«, kam es raunend über seine Lippen. »Er hat uns erreicht…«

Sein Bruder Ken reagierte nicht. Er mußte diesen Begriff verstanden haben, doch der Anblick dieses furchtbaren Knochenschädels zog ihn so in seinen Bann, daß er nichts anderes mehr wahrnahm und sich nur auf den schaurigen Anblick konzentrierte.

»Er kommt höher!« ächzte Ken Listen. »Verdammt, der bringt uns um!«

Wade schwieg. Noch hatte ihnen der flüsternde Tod nichts getan, und er fragte sich nur, wie es geschehen konnte, daß so ein monströses Machwerk überhaupt entstand.

Verzweifelt grübelte er über eine Erklärung nach und kam letztendlich nur zu einem einzigen Entschluß.

Es mußte etwas mit der Hexe Sarita zu tun gehabt haben!

Diesem dunkelhaarigen Zigeunermädchen, das sein Bruder Ken und er im Ort aufgegabelt hatten, und von dem ihnen gesagt worden war, daß sie eine Hexe sei.

Eine Hexe, die brennen mußte! Sie allein sollte die drei Menschen auf dem Gewissen haben, die in den letzten Tagen in Devon zu Staub zerfallen waren.

Sarita, die Zigeunerin, stand mit dem Leibhaftigen im Bunde. Das hatte man ihnen gesagt, sie hatten es geglaubt, das Mädchen zu einem verfluchten Ort zwischen den Trümmern einer eingestürzten Kirche geschleppt, es dort an eine Mauer gekettet und eine Art Scheiterhaufen errichtet, dessen Flammen auch auf den Körper der angeblichen Hexe übergegriffen hatten. Nur war von Sarita nach dem Zusammensacken der Flammen nichts gefunden worden.

Keine Knochenteile keine Hautreste – nichts. Sie schien die Flammen überhaupt nicht gespürt zu haben und war demnach spurlos verschwunden.

Bis der Schädel kam…

Eingetaucht in weißes Licht stand er über der Mauer. Es sah noch so aus, als würde er mit seinem knochigen Kinn die obere Kante berühren. Wenig später aber bekam das Bild einen völlig anderen Ausdruck, denn das helle Licht fiel zusammen.

Nicht schlagartig, intervallweise zog es sich zurück, als würde es von den Schatten der Dämmerung aufgesaugt, um sich dort, für keinen mehr sicht- oder erkennbar, zu verteilen.

Die wahre Farbe des Schädels kristallisierte sich hervor.

Das war ein tiefes Graublau. So kompakt, so dicht, daß sich die Umrisse trotz der Düsternis genau abhoben und der blutrot geschminkte, breite Mund wie ein tödlicher Gruß aus einer fernen, fremden Dimension wirkte. Dieser Mund war das Besondere an dem Schädel.

Es faszinierte und stieß gleichzeitig ab. Wade Liston hatte das Gefühl, einer Lockung zu erliegen, und er glaubte auch daran, daß die Lippen nicht mehr ruhig standen, sondern in zitternde Bewegungen geraten waren, als hätte jemand mit der Faust in eine Masse dunkelrotes Rindfleisch geschlagen.

Aber niemand hatte ihn berührt. Keine Hand war da, die aus dem Dunkeln gekommen wäre, der blauschwarze Schädel stand völligbewegungslos auf dem Rand der Mauer.

So häßlich und überzeichnet sich der Mund auch den beiden Brüdern präsentierte, die Lockung, die von ihm ausging, war vorhanden und traf auch die beiden Brüder.

Ken, der nervlich Schwächere, spürte es noch deutlicher. Er streckte beide Arme gleichzeitig aus und krümmte die Finger.

»Ich komme«, sagte er. »Ich komme zu dir. Du brauchst mich nicht länger zu rufen…« Er ging.

Einen Schritt, den zweiten, bis Wade handelte, ihn zu packen bekam und zurückriß. So hart, daß Ken zu Boden geschleudert wurde und sich dort noch fast überschlagen hätte.

»Du bist wohl wahnsinnig!« fuhr Wade seinen Bruder an. »Das kannst du nicht machen.«

»Aber der Mund…«

»Nichts ist mit diesem verdammten Mund.«

»Doch, du hast es gesagt. Da ist etwas mit. Er lockt, ich habe ihn gehört…«

»Was denn?«

»Er flüstert«, erklärte Ken, als er aufstand. »Er hat mir etwas zugeflüstert, Bruder. Verstehst du?« Ken legte beide Handflächen gegen Wades Wangen. »Er hat zu mir gesprochen…«

»Ich hörte nichts…«

»Aber ich.«

Wade Liston beobachtete seinen Bruder sehr genau. Ihm entging auch nicht, daß Ken die Augen bei seinem Bericht verdreht hatte und irgendwie ganz anders geworden war. Ein sentimental und gleichzeitig unwirkliches Lächeln hatte sich auf seinem Gesicht ausgebreitet, auch für Wade ein Beweis, daß sich sein Bruder inzwischen im Bann dieses

blauschwarzen Schädels befand, der auch den Beinamen der flüsternde Tod bekommen hatte.
Wade dachte auch weiter. »Okay, Bruderherz, alles okay, der Schädel hat mit dir gesprochen. Ich glaube es dir. Er hat dich gelockt, aber du wirst nicht hingehen. Der flüsternde Tod kann dich vernichten, verstehst du das. Er ist nicht unser Freund. Er kann aus dem geboren sein, was wir zerstört haben.«
»Wie meinst du das?«
Der Angesprochene schlug die Hände seines Bruders zur Seite.
»Ganz einfach, supereinfach. Die Hexe, die in den Flammen umkommen sollte, ist zwar verbrannt, sie hat aber eine andere Gestalt angenommen. Begreifst du es jetzt?«
»Sie soll der Schädel sein?«
»Jawohl!«
Ken öffnete den Mund und fing an zu lachen. »Nein, nein, das kann ich nicht glauben. Sie ist niemals der Schädel. Er ist ein anderer, er will etwas von mir.«
»Deinen Tod!«
»Ich gehe hin!«
»Du bleibst!« entschied Wade. Er ging einen halben Schritt zurück und ballte seine rechte Hand. Auch wenn er Ken mit Gewalt zurückhalten mußte, es machte ihm nichts aus, letztendlich geschah alles nur zu Kens Sicherheit.
Ken schüttelte langsam den Kopf. »Du verstehst nichts, Wade, überhaupt nichts. Wenn du seine Stimme gehört hättest, würdest du anders reden. Sie ist so freundlich, so lockend.«
»Das ist mir scheißegal. Wir verschwinden von hier. Den Job haben wir ausgeführt. Wir schwingen uns auf die Feuerstühle und fahren nach Exeter. Dort bleiben wir drei Tage. Erst dann kehren wir wieder zurück und tun so, als wären wir die gesamte Zeit dort gewesen und hätten vonnichts eine Ahnung gehabt. Kapiert!«
»Schon.«
»Dann komm!«
Ken Liston schüttelte den Kopf. Der verklärte Ausdruck auf seinem Gesicht blieb. »Ich kann ihn nicht alleinlassen. Er hat mich so freundlich eingeladen, zu ihm zu kommen. Nein, das kannst du von mir nicht verlangen. Schau dir seine herrlichen Lippen an. Sind sie nicht eine wunderbare Lockung und Verlockung?«
»Für mich nicht.«
»Aber für mich.«
Wade hatte eingesehen, daß sein Bruder mit Worten nicht zu überzeugen war. Da half nur Gewalt.
Wade holte aus.
Ken ging vor.

Und dann sah Wade plötzlich Sterne. Nie hätte er mit einem so schnellen und direkten Angriff seines Bruders gerechnet, aber der Rundschlag, zu dem Ken angesetzt hatte, traf voll ins Ziel.

Bei Wade wurden Kinn, Mund und Nase erwischt. Er spürte das Blut aus den Nasenlöchern rinnen, die Beine wollten ihm nicht mehr gehorchen, und er fing den nächsten Hieb.

Diesmal tiefer und mit der Faust geschlagen.

Es war ein Supertreffer. Wade röchelte noch. Die Kraft strömte endgültig aus ihm hervor. Sterne zerplatzten vor seinen Augen und wurden zu farbigen Wolken, die ihn so einlullten, daß er kaum mitbekam, wie er auf die weiche Erde kippte.

Ken sprach zu ihm. Diesmal drangen scharfe Worte aus seinem Mund, denn auch von seinem Bruder ließ er sich nicht beeinflussen.

Der jedoch hörte ihn nicht. Er hatte genug mit seinen eigenen Problemen zu tun. Der Schmerz durchwühlte ihn wie Feuer. Es zuckte vom Kopf bis hinunter zum Gürtel. Kens Treffer waren nicht von schlechten Eltern gewesen, andererseits warfen sie Wade auch nicht in das Reich der Bewußtlosigkeit. Er hielt sich in seiner knienden Haltung, schwankte, sah die Welt nur mehr wie durch farbige Schleier und glaubte auch, auf einem Schiffsboden zu knien, der sich schwankend bewegte.

Und er bekam nicht mit, wie sein Bruder ging.

Ken hatte sich einmal entschlossen, dem Ruf zu folgen, und dabei blieb es. Keiner konnte ihn jetzt noch aufhalten. Nur der blauschwarze Schädel zählte, von dem diese gewaltige Lockung ausging.

Wichtig war auch der Mund. Da lockten blutrote Lippen, die flüsterten. Sie streichelten regelrecht mit Worten.

Das hatte Ken genau verspürt. Da konnte Wade sagen, was er wollte, der Schädel war nur für ihn allein da. Und vor allen Dingen die roten Lippen, die an ihren Enden zuckten, als hätten sie sich zu einem Willkommenslächeln herabgelassen.

»Ja!« sagte Ken Liston. »Ich werde zu dir kommen. Ich weiß, du bist der flüsternde Tod, aber du wirst mich aufnehmen. Ich will es so. Du rufst mich nicht umsonst, nein…«

Durch seinen Körper lief ein Ruck. Die Worte hatten ihm Mut gemacht. Er konnte sich endlich voranbewegen, denn ein neuer Kraftstrom füllte sein Inneres aus.

So tappte er mit schwer wirkenden Schritten durch das Gras, den Blick stur nach vorn gerichtet, damit ihm auch keine Einzelheit entging. Der Schädel hatte nur auf ihn gewartet, nur auf ihn.

Und er hörte ihn sprechen. Urplötzlich wehte ihm das Flüstern entgegen, und jetzt wußte Ken, weshalb man diesen dunklen Skelettkopf den flüsternden Tod nannte.

»Komm zu mir, Mensch. Ich habe auf dich gewartet. Du sollst den

flüsternden Tod kennenlernen. Er hat lange genug im Verborgenen gelauert, nun nicht mehr. Jetzt ist er wieder frei, und du hast dafür gesorgt, deshalb will ich dich belohnen…«

Ken Liston hatte zwar jedes Wort verstanden, aber nur das letzte blieb ihm im Gedächtnis haften.

Belohnen!

Er sollte belohnt werden. Für ihn kam es schon einer Tragik gleich, denn in seinem bisherigen Leben war er für nichts belohnt worden und hatte zumeist einstecken müssen.

Daß auf dem Boden und versteckt im Gras hohe Steine lagen und er des öfteren stolperte, nahm er nicht einmal richtig wahr. Es wirkte unnatürlich, wie er seine Arme bewegte, als suchte er irgendwo in seiner Nähe noch den richtigen Halt.

Und der Schädel wartete…

***

Sein Äußeres rührte sich nicht. Es glich dem Rand der Mauer, mit dem das Knochenkinn abschloß, nur der Mund geriet in gewisse Zuckungen. Die breiten roten Lippen zogen sich zusammen und erinnerten bei diesen Bewegungen immer stärker an Schläuche, gegen die gedrückt oder gezogen wurden.

Allmählich verbesserte sich auch Wades Zustand. Er war ein harter Brocken und hatte schon einige Schlägereien hinter sich. Ein paarmal war er zusammengeschlagen worden, dann hatte er den Spieß umgedreht und ebenfalls hart ausgeteilt.

Einstecken mußte er trotzdem.

Zwar schmerzte noch jedes Luftholen, auch mußte er sich mit beiden Händen aufstützen, aber es gelang ihm, sich in die Höhe zu drücken. Zumindest den Oberkörper drückte er so weit durch, bis der Rücken eine Gerade bildete.

In dieser Haltung blieb er.

Pfeifend hörte sich der Atem an. Sein Gesicht glänzte schweißnaß.

Er atmete durch den offenen Mund, der sich vor Staunen ebenso weit öffnete wie seine Augen.

Vor ihm lief Ken.

Wade Liston wußte in diesem Augenblick, daß er es nicht mehr schaffen würde, seinen Bruder zu retten, weil er sich dem Schädel einfach zu weit genähert hatte. Es fehlten nur mehr einige Schritte, dann konnte er die Hand ausstrecken und ihn berühren.

Ein letztes Mal versuchte er es. Er hatte schreien wollen und wunderte sich über die krächzenden Worte.

»Ken zurück…«

Sein Bruder kam nicht Der Schädel besaß eine ungemein starke Anziehungskraft. Besonders der Mund, der für den schwankenden Ken

zuerst in direkter Reichweite lag.

Er streckte seine Arme aus und preßte die Finger gegen die wulstigen, dicken Lippen.

Für einen Moment blieb er so stehen. Er berührte die weichen Lippen, wollte sie ganz abtasten, als sich der Mund plötzlich öffnete.

Ken Liston hatte damit nicht gerechnet. Das plötzliche Verschwindendes Widerstandes ließ ihn nach vorn fallen. Seine Hände stachen ins Leere, und sie verschwanden zusammen mit den Armen im Maul des düsteren Schädels.

Das sah auch Wade.

Zuerst wollte er es nicht glauben, er wischte fahrig über sein Gesicht und schleuderte die Schweißtropfen von der Hand, bevor er wieder hinschaute und feststellen mußte, daß sich die Haltung seines Bruders verändert hatte. Er hatte den Boden unter den Füßen verloren. Er schwebte in der Luft, und nur noch sein Unterkörper mit den Beinen schaute aus dem knallroten Maul des Schädels, während die obere Hälfte bereits zwischen den Lippen verschwunden war.

Der Schädel schluckte ihn!

Und Ken tat nichts dagegen. Er wehrte sich überhaupt nicht. Nur einige Male noch strampelte er mit den Beinen, als wollte er etwas wegstoßen, das sich hinter ihm befand.

»Kennnn!«

Es hatte ein Schrei werden sollen, kaum mehr als ein Flüstern drang über Wades Lippen. Zu schlimm war dieser Vorgang, den er so überdeutlich bekam.

Der Skelettkopf schluckte sein Opfer in kurzen Intervallen herunter. Langsam verschwand Ken in dem Maul.

Zuletzt schauten nur noch seine Füße zwischen den Lippen hervor. Auch sie nur für einen kurzen Augenblick, bevor sich der blutrote Mund noch einmal öffnete und der Körper ganz verschwand.

Die Lippen schlossen sich.

Wade, der seinen Blick noch immer nicht hatte abwenden können, war davon überzeugt, auf diesem Mund ein zufriedenes Grinsen gesehen zu haben. Der Schädel hatte sein Ziel erreicht.

Endlich…

Nicht einmal ein Schuh war noch von Ken zu sehen. Wade Liston wurde nun klar, daß er keinen Bruder mehr besaß. Niemand, auf den er sich verlassen konnte und der mit ihm auf Tour ging, wie sie immer gesagt hatten.

Gefühle brachte der junge Mann anderen so gut wie nicht entgegen. Bei Ken hatte er die große Ausnahme gemacht, und ihm war plötzlich nach Heulen zumute. Am liebsten hätte er sich ins Gras gelegt und in den Boden gebissen.

Nicht einmal das schaffte er.

Keine Träne drang aus seinem Auge. Er trauerte stumm um den Bruder und mußte sich eingestehen, daß der Schädel eine verdammte Macht ausüben konnte.

Auch gegen ihn?

Der flüsternde Tod wurde er genannt. Wade hatte ihn ebenfalls flüstern gehört, aber er war nicht so stark in seinen Bann geraten wie Bruder Ken, der nicht mehr lebte.

Daß der Schädel einen Menschen wieder ausspucken konnte, daran wollte er nicht glauben.

Wie ging es für ihn weiter?

Noch nie zuvor hatte Wade Liston ein solches Grauen gespürt wie in diesen Augenblicken. Er durfte aber nicht mehr an Ken denken, sondern mußte sich auch um sein eigenes Schicksal kümmern.

Wenn er hier weiterhin stehenblieb, konnte ihm das gleiche passieren. Das wollte er auf keinen Fall. Er sah, wie sich der Mund bewegte, als würde hinter den Lippen etwas zucken und zerdrückt werden. Wenn er zögerte, würde er irgendwann das Locken oder Flüstern hören und ihm nicht widerstehen können.

Er blieb nicht stehen und drückte sich zurück. Seine Schritte setzte er langsam, den blauschwarzen Kopf mit den tiefen, aber leeren Augenhöhlen ließ er nie aus dem Blick, während sich die Gedanken mit den Vorstellungen seiner weiteren Flucht beschäftigen.

Es sollte sich nichts ändern. Er wollte dorthin zurück, wo sie ihre Maschinen abgestellt hatten. Auf dem Bock der Honda fühlte er sich besser, da kam er auch schneller fort. Als sein Bruder noch lebte, hatten die beiden vorgehabt in den Ort zu fahren, um anschließend nach Exeter zu verschwinden.

War das jetzt auch noch gut?

Wade entschied sich dafür. Er wollte nach Devon hinein, um zu schauen, wie es dort stand. Vielleicht hatte der Schädel mit den roten Blutlippen auch dort seine Spuren hinterlassen. Man konnte ja nie wissen.

Zunächst ging er rückwärts. Das brachte nicht viel, weil er einfach zu langsam war. Dann pfiff er auf den Anblick des Schädels, wandte diesem den Rücken zu und lief schneller.

Zunächst noch ziemlich normal. Als er über einen Mauerrest hinweggesprungen war, fing er an zu rennen. Als säße ihm der Teufel im Nacken, jagte er davon. Seine Arme und Beine peitschten undknickten das hohe Gras. Er wollte nur noch seine Maschine erreichen…

Und die sah er auch.

In der Dunkelheit erst ziemlich spät, so daß er fast gegen sie gerannt wäre. Er kickte den Ständer um, drehte auch die Maschine und schaute dabei den Weg zurück.

Den Schädel sah er auch jetzt!
Das heißt, die Umrisse waren kaum zu erkennen. Nur die Lippen leuchteten. Sie schienen in der Luft zu schweben und erinnerten an zwei blutrote Wülste.
Der Rocker schüttelte sich. Der flüsternde Tod hatte seinen Namen zu Recht bekommen.
Dann startete er.
Die Honda sprang schon beim ersten Versuch an. Der Sound des Motors gab Wade ein gutes Gefühl. Das Geräusch war für ihn Realität. Es gehörte einfach dazu, und die Schallwellen pflanzten sich durch die Dunkelheit fort, bis sie irgendwo verliefen.
Er fuhr an.
Es war ein Start, bei dem das Hinterrad durchdrehte. Das Vorderrad hob ab, aber Wade bekam die Maschine in den Griff, denn fahren konnte er ausgezeichnet.
Um Devon zu erreichen, konnte er die offiziellen Wege und Straßen nehmen. Darauf verzichtete er. Es gab Abkürzungen, und mit seiner Honda kam er dort überall durch.
Also fuhr er querfeldein.
Gepeitscht von seiner Angst und getrieben von der bulligen Kraft der Honda, jagte er davon. Er nahm keine Rücksicht mehr. Die Honda tanzte und hüpfte über Bodenwellen hinweg. Ihr Bezwinger mußte so manchen Stoß in Kauf nehmen.
Auf einen Helm hatte Wade verzichtet. Diese Zeit war ihm einfach nicht geblieben. Er hoffte, unfallfrei die Ortschaft Devon zu erreichen.
Der Fahrtwind peitschte in sein Gesicht. Und die Lichter der Ortschaft schimmerten ihm entgegen. Sie lockten, sie gaukelten ihm Sicherheit vor, und er wußte, daß er nur noch einen Bach durchqueren mußte, um es danach fast geschafft zu haben.
Bald schon sah er das Wasser schimmern. Die schmale Senke rutschte er schräg hinunter, und das Hinterrad der Honda drehte einige Male durch. Am Bachlauf war es feucht und glitschig. Wade merkte es zu spät.
Plötzlich rutschte ihm die Maschine unter dem Hintern weg, und Liston ging im wahrsten Sinne des Wortes baden…
Das Wasser war kalt, und Wade Liston fluchte. In einem kleinen Strudel blieb er schließlich auf der Seite liegen, kam keuchend wieder hoch und zog auch die Honda mit. Hoffentlich war ihr nichts passiert. Er wollte weiterfahren. Wenn er zu Fuß ging, würden sie ilin irgendwann erwischen, denn damit mußte er rechnen.
Wade schob sie aus dem Bach und auch die sich anschließende, ziemlich flasche Böschung hoch. Oben schüttelte er sich. Die Wassertropfen flogen weg wie aus dem nassen Fell einer Katze, die ähnliche Bewegungen machte.

Wieder startete er – und hätte jubeln können, als die Maschine sofort ansprang.

Er kam weg.

Einen Blick zurück warf er nicht. Diesen Ort des Grauens wollte er vergessen, wenigstens so lange, bis er mit einigen Leuten gesprochen hatte. Er mußte es in Devon bekanntmachen, daß etwas Grauenvolles lauerte. Wenn die Menschen von dieser Gefahr hörten, fragten sie auch nicht mehr danach, was mit dem Zigeunermädchen geschehen war. Sarita hatten sie sicherlich schon vergessen.

Nur wußte er nicht, wer sich dieser Gefahr entgegenstellen sollte.

Aber das würde sich zeigen.

Liston erreichte irgendwann eine schmale Straße, deren graues Asphaltband das sommerliche dunkle Grün der Landschaft durchschnitt. In der Dunkelheit wirkte alles gleich, nur der Scheinwerfer warf einen langen und relativ breiten Lichtteppich auf die Straße.

Noch eine Kurve fuhr er, dann bekam der Flüchtling freie Sicht auf den letzten Teil der Straße, bevor sie das Dorf erreichte.

Er wollte noch einmal aufdrehen, um sein Ziel, das Büro des Officers, so rasch wie möglich zu erreichen, als sich seine Augen weiteten und die Furcht schlagartig zurückkam.

Nicht allein, daß ihm der flüsternde Tod begegnet war, nein, er bekam noch etwas zu Gesicht, das sich bis in das Dorf hineinzog und in einem rotgelben Schein leuchtete.

Abdrücke hatten sich in den Boden gegraben. Dunkelrote Hufeisen mit einem häßlichen knallgelben Teufelsgesicht in der Mitte.

Die Spur des Satans!

***

Suko, der Sippenführer und ich standen am Waldrand, während die anderen vier Männer hinter uns zwischen den Bäumen zurückgeblieben waren, weil sie sich nicht trauten, denn sie spürten, daß Böses in der Nähe lauerte. Wir aber waren gekommen, um das Böse zu bekämpfen, das ich an diesem Tag zum zweitenmal sah.

Es war die Spur des Teufels!

Einen Abdruck erkannten wir vor uns im Gras. Sehr deutlich und auf keinen Fall zu übersehen, weil sich in ihm zwei verschiedene Farben vereinigten.

Die rote und die gelbe!

Wir starrten hin, mußten erst unsere Überraschung verdauen, und weder Suko noch ich sprachen ein Wort.

Dafür unser Begleiter. Er bewegte schüttelnd den Kopf, verknotete die Finger ineinander und hauchte mit einer kaum zu verstehenden Stimme: »Das ist die Spur, das ist Satans Rache. Wie vor 150 Jahren

hat sich der Leibhaftige gezeigt, um sich an den Menschen zu rächen. Wir sind fluchbeladen, aber diesmal muß sich unsere Sippe stellen.«

Es waren völlig neue Töne, die ich hörte. Deshalb nahm ich mir vor, den Mann später noch einmal darauf anzusprechen.

In den anderen Punkten stimmte ich ihm voll zu. Suko und ich waren nach Devon gefahren, weil sich in dieser kleinen, idyllischen Ortschaft Schreckliches ereignet hatte.

Drei Menschen waren zu Staub geworden.

Urplötzlich, ohne einen Grund hatten sie sich in Asche oder Staub verwandelt.

Das gab der Polizei die größten Rätsel auf. Ein Beamter, den ich in Devon leider noch nicht kennengelernt hatte, weil er krank war, hatte sich nicht anders zu helfen gewußt, als die Staubproben nach London zu schicken. Sie waren von unseren Spezialisten untersucht worden, und man hatte festgestellt, daß die Rückstände von Menschen stammten.

Ein Fall für Suko und mich. [1]

Beide waren wir nach Devon gefahren, um dieses Rätsel zu lösen.

Kaum angekommen, hatte es den nächsten Toten gegeben, eine Frau. Sie war ebenfalls zu Staub verfallen, und wir setzten jetzt mit unseren Ermittlungen ein. Es gab eine Spur, die uns zu einem am Ortsrand liegenden Zigeunercamp führte. Dort hörten wir von einer Geschichte, die sich vor 150 Jahren zugetragen hatte. Auch damals waren Menschen zu Staub zerfallen, unter anderem ein erfrorenes Zigeunermädchen namens Sarita. Aber auch einen Pfaffen hatte es erwischt, dessen Kirche zerstört wurde, als der Geistliche unter dem Bann des Teufels stand.

Und der Satan mischte kräftig mit.

Die Teufelsspuren wiesen darauf hin. Sie waren höllisch gefährlich. Wer sie berührte, zerfiel zu Staub.

Eine furchtbare Sache, denn plötzlich schwebte der Tod unsichtbar über dem Ort Devon.

Und noch ein Grund hatte uns in das Lager geführt. Wir suchten ein junges Zigeunermädchen, das den gleichen Namen trug wie das, das vor 150 Jahren erfroren und später – so erzählte es die Geschichte –, zu Staub zerfallen war.

Aber Sarita war nicht zu finden gewesen, Zwei Rocker hatten sie entführt, aufgehetzt von den Bewohnern des Ortes, die wegen der Vorfälle arg verwirrt waren. Sarita sollte an allem die Schuld tragen.

Sie bezeichnete man als eine Hexe, und Hexen mußten brennen, so war gesprochen worden.

Wir hatten den Brandgeruch wahrgenommen, waren ihm nachgegangen und standen nun am Waldrand und starrten dorthin, wo die Trümmer der zerstörten Kirche unter hohem Unkraut

verborgen lagen.

Dieser Ort wurde von den älteren und abergläubischen Bewohnern nach Möglichkeit gemieden. Zu sehr wurde das Gebiet noch durch die Vorgänge in der Vergangenheit belastet, aber für uns war er der richtige Fleck. Ich rechnete damit, in der Nähe die Lösung des Falles zu finden.

Den Brandgeruch nahmen wir längst nicht mehr wahr. Der Abendwind hatte ihn vertrieben, dafür entdeckten wir die Spur und hörten auch den Kommentar des Sippenchefs.

»Der Teufel hat uns einen Besuch abgestattet.« Er hatte kehliggesprochen, als läge in seinem Hals ein dicker Kloß.

Weder Suko noch ich widersprachen.

»Und Sarita?« fragte mein Freund.

Tasso hob die Schultern. »Wenn der Teufel hier gewesen ist, hat sie keine Chance mehr gehabt. Vielleicht werden wir ihren Staub finden, vielleicht aber…«

Da er nicht weitersprach, hakte ich nach. »Was ist mit der zweiten Lösung.«

»Es gibt den flüsternden Tod!«

»Und wer ist das?«

Selbst während der schlechten Lichtverhältnisse erkannte ich, wie blaß der Mann plötzlich war. »Nein«, sagte er leise. »Später, ich sage es euch später. Vielleicht stimmt es auch nicht…«

Zwingen konnten wir ihn nicht. »Gut, dann werde ich gehen und mir die Spur mal genauer anschauen.«

Tasso erschrak. »Wollen Sie auch zu Staub zerfallen, Mr. Sinclair?«

»Das habe ich nicht vor.«

Er faßte mich an. Sein Griff war hart und fordernd. »Aber es wird geschehen, wenn Sie sich um diese verfluchte Spur kümmern. Dagegen kann man nichts tun.«

Ich gab ihm eine Antwort, die er nicht erwartet hatte. Unter dem Hemd hing mein Kreuz. Das holte ich nun hervor, behielt die Kette in der rechten Hand und ließ das Kreuz selbst auf meiner linken Handfläche liegen.

»Das ist meine Methode!«

Der Mann schüttelte den Kopf. Er wollte noch grinsen, was er nicht mehr schaffte. »Was wollen Sie denn damit?«

»Ich werde es gegen den Teufel einsetzen. Oder kennen Sie die beiden Urfeinde nicht?«

»Schon, schon, wir sind auch gläubig. Aber das Kreuz…« Er konnte es noch immer nicht fassen. »Es ist so seltsam. Ich habe noch nie gesehen, daß jemand damit …«

»John, du solltest gehen.« Suko drängte, denn er hatte als erster von uns die zweite Spur entdeckt, die sich rechts von der ersten befand.

Tasso hatte noch immer Angst um mich. Ich schüttelte ihn ab und näherte mich der Spur.

Das Gras wuchs hoch. Es schleifte an meinen Hosenbeinen entlang. Nicht weit entfernt sah ich Steine oder Mauerreste wie dunkle Augen vorwitzig über die Grashalme hinwegschauen.

Die Spur hatte ich dann schnell erreicht.

Der Abdruck befand sich vor meinen Fußspitzen. Das Kreuz hing nach unten.

Es schwebte über der sich im Hufeisen befindlichen Fratze, und ich stellte auch fest, daß es reagierte.

Über seine äußere Haut zuckten Lichtreflexe. Mal silbrig hell, dann wieder etwas fahler und einen grünlichen Schein annehmend.

Es kam immer darauf an, was mit dem Satansgesicht geschah, denn dieses befand sich tatsächlich in Bewegung.

Die Teufelsfratze zeigte eine gewisse Unruhe.

War es Angst vor dem Kreuz?

Ich ließ es fallen.

Wie schon im Keller der Familie Jordan, erlebte ich hier die gleiche Reaktion. Das etwas hart klingende Zischen, als hätte jemand Wasser in Flammen gespitzt. Der weißgrünliche Rauch stank entsetzlich. Und ätzend wirkte er. Mit wedelnden Handbewegungen versuchte ich mein Gesicht vor dem Rauch zu schützen.

Die Spur hatte sich verändert.

Kein Hufeisen mehr, keine Fratze, dafür ein tief eingebrannter Abdruck im weichen Boden.

Schwarze Erde. Es wuchs dort kein Grashalm mehr, und selbst die schmalen Wurzeln der Gräser mußten zerstört sein.

Mein Kreuz hatte ganze Arbeit geleistet.

Blieb der zweite Abdruck. Bevor ich mich um ihn kümmerte, winkte ich den beiden zurückgebliebenen Männern beruhigend zu und ging die wenigen Schritte nach rechts, die mich zum zweiten Ziel brachten.

Der Abdruck war identisch mit dem von mir vernichteten. Auch hier wollte ich das Kreuz fallen lassen, stoppte aber mitten in der Bewegung, weil ich eine dumpfe, krächzende Stimme vernahm, die überhaupt nicht anders klingen konnte.

Asmodis sprach zu mir!

»Willkommen, Sinclair, willkommen.« Während dieser Worte bewegte sich das Maul der Fratze. »Ich freue mich, daß wir abermals aufeinandertreffen…«

»Wenn man verliert, freut man sich?« fragte ich zurück.

Er hatte mich gehört und lachte. »Wer sagt dir, daß ich verliere, Geisterjäger?«

»Ich!«

»Bist du dir dessen so sicher?«

»Ja.«

»Du irrst dich, Sinclair. Du irrst dich ganz gewaltig. Das hier ist mein Spiel. Ich muß eine alte Rache erfüllen.«

»Seit wann kümmerst du dich darum? Ich hatte bisher immer das Gefühl, es gäbe für dich andere Dinge. Den Spuk, zum Beispiel. Er ist doch zu deinem großen Feind geworden. Der Dämonenschrein oder Aibon, das geheimnisvolle Land, sowie die Spur des Victor de Valois. Das sind doch die Dinge, die uns beide interessieren…«

»Unter anderem«, unterbrach er mich. »Aber was weißt du schon von der Hölle und meinen Aufgaben? Nichts, gar nichts. Ich habe vieles zu erledigen, es gibt Dinge, die in der Vergangenheit ihren Anfang genommen haben, dann schlafengelegt wurden, um jetzt wieder aufzuerstehen. Um die Sachen, die du angesprochen hast, kümmere ich mich auch noch. Keine Sorge, da werden wir schon miteinander zu tun bekommen, falls du dies hier überlebst.«

»Ich sehe keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Das Kreuz brauche ich nur fallen zu lassen, und die Fratze ist gelöscht, vernichtet, ausradiert, ganz wie du willst, Asmodis!«

»Das stimmt alles, Geisterjäger. Aber war zählt schon ein Sigill, das mein Gesicht zeigt? Überhaupt nichts. Du kannst zwei oder drei vernichten, es stört mich nicht, denn an anderer Stelle lauern vielleicht zehn- oder hundertmal so viele.«

»Was heißt das?«

»Sei nicht so dumm. Hast du vergessen, daß die Ortschaft Devonebenfalls betroffen ist? Dort habe ich meine Spur bereits gelegt. Du wirst sie vielleicht sehen und wirst dann auch den Staub erkennen, der die Straße, Wohnungen und Plätze in Devon bedeckt. So und nicht anders sieht es aus. Während du hier ein Zigeunermädchen namens Sarita suchst, das überhaupt nicht mehr lebt, weil man Hexen eben verbrennt, wird in Devon bald eine Panik ausbrechen. Ich habe bereits einen Namen für diesen Ort. Das Dorf des Staunens…«

Asmodis schwieg. Er wollte mir Zeit geben, damit ich mich auf die neuen Verhältnisse einstellen konnte, und diese Zeit brauchte ich auch. Es war furchtbar, einfach grauenhaft. Er hatte uns weggelockt, um an anderer Stelle zuschlagen zu können. Dabei wußte ich genau, daß Menschenleben für ihn nicht zählten.

Ich hatte mich wieder gefangen. »Und weshalb tust du das?« fragte ich. »Haben dir diese Menschen etwas getan?«

»Nein, sie nicht.«

»Dann zieh dich zurück!«

»Sie haben sich ebenfalls nicht zurückgezogen, als sie damals das Mädchen erfrieren ließen. Sie zerfiel zu Staub. Ich wollte es so, aber die drei, die vorgehabt haben, sie zu vernichten, wurden ebenfalls vonmeiner Rache getroffen, und auch der verfluchte Pfarrer konnte

nicht widerstehen, weil er selbst infiziert war. Ich hatte den Keim der Hölle gesät. Heute will ich ernten.«

Und damit hatte Asmodis leider schon begonnen, wie ich mir selbst eingestehen mußte.

»So«, erklärte er mir höhnisch. »Jetzt kannst du das Sigill vernichten. Oder willst du nicht einmal probieren, wie es ist, wenn man zu Staub zerfällt? Ich kann dir das Gefühl leider nicht beschreiben, weil ich es noch nicht erlebt habe…«

Meine nächste Frage zielte in eine andere Richtung. »Und was oder wer ist der flüsternde Tod?«

Asmodis schwieg. Er, der im Unsichtbaren lauerte, mußte ebenfalls überrascht worden sein.

»Kennst du ihn nicht?«

»Doch, ich kenne ihn.«

»Dann sag es mir.«

»Nein!« hörte ich seine Stimme. »Nein, das soll der zweite Schock für dich sein. Du hast es nicht allein mit mir zu tun, auch mit dem flüsternden Tod, der sich Opfer holt. Eine schreckliche Magie war es, die sich damals der Zigeunersippe bemächtigt hat. Die Leute heute wollen darüber nicht sprechen, sie wissen genau, wie schrecklich es ist. Aber der flüsternde Tod ist erwacht. Wer seine Stimme vernimmt, kann sich nicht mehr retten. Er muß ihm folgen.« Asmodis begann zu lachen. »Ach so«, sagte er, »ich wünsche dir noch viel Spaß…«

Für mich klang es wie ein Abschied. Das nahm ich auch auf, denn ich wollte mich von dieser verfluchten Spur verabschieden, bevor sie noch Unheil anrichtete.

Mein Kreuz fiel genau ins Zentrum!

Wieder sah es aus, als hätte ich Säure über das Sigill gegossen.

Sein Gesicht verzog sich, der Rauch verdeckte die Auflösung, und ich nahm Sekunden später das Kreuz wieder an mich.

Als ich aus meiner gebückten Haltung in die Höhe kam, war mein Gesicht ernst geworden, und zugleich fiel der Schatten meines Freundes über mich.

»John?«

Ich schluckte einmal hart. »Es sieht verdammt mies aus, Partner.«

»Wieso?«

Die Erklärung gab ich ihm etwas später, als sich auch Tasso zu uns gesellt hatte. Sein Gesicht war noch vom Staunen gezeichnet, ich las die Fragen förmlich aus seinen Zügen. Zuvor hatte er dorthin geschaut, wo die Spuren zu sehen gewesen waren.

»Nichts mehr!« sagte er leise. »Nur verbrannte Erde.«

»Das Kreuz!«

Er ballte die Hände. »Ich will nicht nach dem genauen Grund fragen, aber ich hörte, daß Sie sich unterhalten haben, obwohl ich keine

Person entdecken konnte.«
»Ich redete mit dem Satan!«
Tasso sah aus, als wollte er die Hände heben. Er überlegte es sich und ging nur einen Schritt zurück, während Suko meine Antwort gelassen aufgefaßt hatte. Er kannte diese Dinge.
»Sie lügen!«
»Nein, Tasso, ich lüge nicht. Der Leibhaftige hat zu mir gesprochen. Er brauchte sich dabei nicht zu zeigen, denn der Teufel ist verdammt flexibel. Er hat mir einige Wahrheiten mitgeteilt, die mir verdammt unter die Haut gegangen sind.«
»Welche?«
Ich berichtete von der Unterhaltung und sprach eigentlich nur über das Wesentliche. Die Sache mit dem flüsternden Tod ließ ich bewußt weg. Darum wollte ich mich später kümmern.
Das Gesicht des Zigeuners nahm eine käsige Farbe an. Er wollte mir nicht glauben, traute es sich aber nicht, es zu sagen, schaute auf Suko, der zwar von meiner Unterhaltung mit Asmodis nichts mitbekommen hatte, aber trotzdem nickte.
»Sie können sich darauf verlassen. Wenn John sagt, daß er sich mit dem Teufel unterhalten hat, stimmt es.«
Trotzdem kam Tasso nicht näher. Er wurde noch mißtrauischer.
»Wer sind Sie wirklich? Sie können keine Polizisten sein. Nein, das können sie nicht. Zumindest keine normalen.«
»Da haben Sie recht«, sagte Suko. »Man kann uns in gewisser Hinsicht als Geisterjäger bezeichnen. Wir kümmern uns um Fälle, die normalerweise verschwiegen werden. Wir wissen in der Tat, daß es mehr Dinge auf der Welt gibt, als der Menschheit heute bekannt sind.« Er sprach noch weiter und wollte Tasso beruhigen.
Ich konnte ihn verstehen. Auch mir wäre es ebenso ergangen, wenn man mich so unerwartet mit diesen Dingen konfrontiert hätte.
Wir mußten es schaffen, das Mißtrauen bei Tasso abzubauen, da wir ihn und seine Kenntnisse noch brauchten.
»Wie soll ich das alles glauben?« fragte er Suko.
Der gab ihm eine knappe Antwort. »Glauben Sie nicht auch an die Flüche der Vergangenheit und an das, was mit dem kleinen Mädchen Sarita geschehen ist?«
»Schon.«
»Dann nehmen Sie es…«
Suko sprach nicht mehr weiter, ich sagte ebenfalls nichts, und auch der Sippenführer schwieg.
Wir drei hatten ein fernes, dennoch typisches Geräusch gehört.
Suko kannte sich am besten aus. »Da fährt jemand mit seiner Maschine weg.«
Gleich darauf bekamen wir seine Vermutung bestätigt, weil in der

Ferne ein hüpfender Scheinwerferstrahl durch die Finsternis schnitt und einen zuckenden Tanz aufführte.

»Der fährt sogar querfeldein«, flüsterte Tasso.

»Und wer kann es sein?« fragte Suko. »Vielleicht einer aus ihrer Sippe?«

»Nein, das glaube ich nicht. Auf jeden Fall hat es diese Person ziemlich eilig.«

Bestimmt nicht ohne Grund, wollte ich sagen, als mir etwas anderes einfiel. »Augenblick. Ist Sarita nicht von zwei Rockertypen entführt worden?«

Suko stimmte mir zu.

»Und die könnten auch motorisiert gewesen sein.«

»Das ist die Lösung.«

Tasso hielt sich daraus. Suko und ich waren uns einig. Wir wußten auch, daß wir hier nichts mehr verloren hatten.

Wenn der Typ so schnell verschwunden war, gab es sicherlich einen Grund, den wir herausfinden wollten. Die Richtung stand fest.

Zu dritt liefen wir dorthin und hatten es sehr eilig.

Schon bald befanden wir uns auf dem Gelände der ehemaligen Kirche. Wir sahen die Trümmer, die Reste der Mauern, die herumliegenden Felsblöcke, das hohe Unkraut und rechts einen höheren Schatten. Der größte Trümmerhaufen der Kirche.

Fast wären wir über das zweite Motorrad gestolpert, so dicht liefen wir daran vorbei.

Suko blieb stehen. »Einer ist verschwunden«, sagte er. »Bleibt nur mehr der zweite. Wo kann er stecken? Befindet er sich noch in der Nähe, oder sind die beiden auf einem Feuerstuhl abgehauen?«

»Darüber denke ich auch nach.«

Wir wurden jetzt vorsichtiger und suchten mit System. Wir gingen immer größere Kreise ab, und auch Tasso beteiligte sich daran. Er hatte seine Taschenlampe eingeschaltet. Der blasse Lichtstreifen huschte über den Boden, traf Gräser, Moos, Flechten und auch alte, halbzerfallene Mauerstücke, aber das, was wir suchten, fanden wir leider nicht.

Keine Spuren, die auf irgendein schauriges Ereignis hingedeutet hätten.

Bis zu dem Augenblick, als ich die Mauer entdeckte. Es war eigentlich mehr ein Zufall, daß ich das Blinken auf dem Stein sah, ging näher heran und merkte den kalten Gestank.

Dieser so typische Geruch wurde von einem gelöschten Feuerabgegeben. Ich rief Tasso und Suko zu mir. Der Zigeuner leuchtete den Boden vor meinen Füßen ab.

»Da hat was gebrannt!« flüsterte er. »Alles Asche.« Ich stocherte mit dem rechten Fuß durch das feine Zeug, das sich wie ein grauer

Flockenwirbel in die Höhe wölkte und zum Teil davongetragen wurde.
Suko hatte die Kette ebenfalls entdeckt. Sie bestand aus zwei Teilen und hing über der Mauer. Die meisten ihrer Glieder zeigten eine Schmierschicht aus Ruß. Es gab aber noch einige wenige, die nicht davon erfaßt worden waren, und die hatte ich blinken sehen.
Suko und ich untersuchten die Kette. Wir schauten auch hinter die Mauer und leuchteten den Boden ab.
Dort fanden wir keine Spuren.
Suko war sehr genau, als er die einzelnen Glieder untersuchte.
Nichtalles hatte das Feuer verbrennen können, so fand mein Freund bei sehr genauem Hinsehen zwischen den einzelnen Gliedern plötzlich einige Fetzen, die er behutsam hervorzupfte.
»Stoffreste«, sagte er und brachte seine Finger in den fahlen Lampenkegel.
Mit unseren Blicken untersuchten wir die Spuren. Ich fragte Tasso: »Was hat Sarita eigentlich getragen, als sie in die Stadt ging. Welche Kleidung…«
»Diese Jeans…«
»Und dazu? Vielleicht eine Bluse oder ein T-Shirt, einen dünnen Sommer-Pullover…«
»Alles ist möglich.«
Obwohl ich es nicht genau wußte, resümierte ich bereits. »Wir müssen davon ausgehen, daß jemand in den Ketten gehangen hat, als er verbrannt wurde. Da die Rocker aufgehetzt worden waren, können wir annehmen, daß sie in diesem Jemand eine Hexe gesehen haben. Und wer blieb da nur übrig?«
»Sarita«, ächzte Tasso.
»Genau.«
Wir schwiegen. Mit meinen Worten hatte ich praktisch das Todesurteil über das Mädchen gesprochen. Niemand suchte noch nach einer anderen Erklärung. Selbst Tasso stimmte zu.
»Also geben Sie mir recht?« fragte ich.
»Ja.«
»Und wie geht es jetzt weiter?« wollte ich wissen. »Wenn Sarita tatsächlich umgekommen ist…«
»Wobei sie möglicherweise nicht die einzige gewesen ist«, unterbrach Suko mich. »Ich denke da nur an den zweiten Entführer, den wir nicht gesehen haben…«
Auch Suko wurde unterbrochen, denn Tasso meldete sich zu Wort. »Das spielt alles keine Rolle. Wichtig für uns ist allein Sarita. Wenn sie tatsächlich gestorben ist, können wir davon ausgehen, daß jemand anderer erwachte.«
»Und wer?« fragte ich.
Tasso öffnete den Mund. Er zitterte bei seiner Antwort, die kaum zu

verstehen war. »Der flüsternde Tod…«

Schon wieder dieser Dämon!

Allmählich hatte ich die Nase voll von ihm. Ich fragte Tasso:

»Sagen Sie uns doch endlich, was es mit dem flüsternden Tod auf sich hat!«

Tasso wollte nicht. »Nein, nicht jetzt.« Er senkte den Blick. »Bitte, Sie müssen mich verstehen. Ich kann einfach nicht darüber sprechen. Es ist zu schlimm. Ich… ich muß mich erst selbst zurechtfinden. Es ist auch nicht ganz bestimmt, was ich Ihnen gesagt habe. Erst wenn wir ihn sehen, möchte ich darüber reden.«

»Kennen Sie den flüsternden Tod?« fragte Suko.

»Nein, dann würde ich nicht mehr leben. Er ist grausam und lockt die zu sich, die sich ihm zeigen.«

»Aber Sie wissen, wie er aussieht?«

»Ja.«

Diesmal ließ ich nicht locker und drängte auf eine Antwort.

»Dann sagen Sie es uns. Geben Sie uns eine Beschreibung dieses Dämons. Das können Sie doch.«

»Ja, das geht.« Er hob die Schultern. »Es ist so, der flüsternde Tod wird in alten Sagen und Legenden beschrieben. Ich glaube, daß ihn niemand so recht gesehen hat, obwohl man ihn als ein Monstrum beschreibt, das nur mehr aus einem blauschwarzen, riesigen Knochenschädel besteht, in dem wiederum eines besonders auffällt. Es ist der breite, dicke und blutrot geschminkte Mund.«

Ich war skeptisch. »Ein Totenschädel mit Lippen?«

»So sagt es die Geschichte.«

Mit einer kurzen Drehung wandte ich mich an Suko. »Wie siehst du die Sache?«

»Ich würde sie erst mal glauben.«

»Gut, einverstanden.« Ich blickte auf meine Uhr. »Hier haben wir wohl vorläufig nichts mehr zu suchen. Andere Dinge sind wichtiger. Wir müssen nach Devon.«

»Zu Fuß werden wir länger brauchen«, sagte Tasso.

»Dann nehmen wir eben den Bentley…«

***

Officer Rolly Watson übte seinen Dienst bereits fünfzehn Jahre aus.

Er kannte jeden Stein in Devon, und auch jeder Bewohner war ihm bekannt sowie dessen Familienangelegenheiten. Aber was in den letzten drei Stunden in Devon geschehen war, hatte dem berühmten Faß den Boden ausgeschlagen. Da hatten sich die Ereignisse überschlagen, es war zu grauenhaften Vorfällen gekommen, und er, Rolly Watson, der Polizeigewaltige, war praktisch ins Abseits gedrängt worden.

Die beiden Typen aus London hatten das Kommando übernommen. Sie suchten nach dieser Zigeunerin, die von zwei jungen Männern entführt worden war. Das alles wußte Watson, er hatte es aber hingenommen und war nicht eingeschritten, weil er nur an den Fall dachte und daran, daß er den Zigeunern die Schuld an den Ereignissen in die Schuhe schob.

Sollten die Angeber aus der Großstadt selbst sehen, wie sie zurechtkamen. So hatte er gedacht.

Vor wenigen Minuten war alles anders geworden. Er war in sein Office zurückgekehrt, hatte das Fenster geöffnet, sich hinausgelehnt und die Straße entlanggeschaut.

Auf der Mitte waren sie zu sehen.

Sie kamen von rechts, und jeder Abdruck glich dem vorhergehenden genau aufs Haar.

Die Spur des Teufels.

Rolly war nicht fähig gewesen, sich zu bewegen. Er hatte sofort an Betty Jordan gedacht. Sie war die letzte Tote in diesem Fall gewesen.

Sie war in diesen Fall mit hineingezogen worden, weil sie auch zu den treibenden Kräften gehört hatte, die Sarita ins Verderben schickten.

Jetzt war sie tot, zu Staub zerfallen, weil sie Kontakt mit einem Satans-Sigill gehabt hatte.

Darüber dachte der Mann am Fenster nach, und er brauchte kein großer Knobler zu sein, um zu wissen, was dies bedeutete.

Jeder, der mit der Spur in Berührung kam, starb. Kaum hatte er Kontakt, zerfiel er zu Staub.

Wenn es nur ein Abdruck gewesen wäre, man hätte ihn ausklammern können, aber es waren mehrere, mindestens zehn, und es wurden immer mehr, wie Watson sehen konnte.

Sie kamen auf sein Haus zu.

Jemand mußte im Unsichtbaren daherschreiten, wobei er nur dann sichtbar wurde, wenn einer seiner Füße Kontakt mit dem normalen Boden bekam. Wie es hier geschah, denn weitere Abdrücke zeigten sich auf der Straßenmitte.

Rolly wäre am liebsten verschwunden, er blieb. Etwas zwang ihn dazu, einfach zuzuschauen, und er sah, wie bei der Geburt eines Abdrucks zunächst nur ein kleines Flammenoval entstand, das bereits die Form eines Hufeisens besaß, bevor es zusammensackte und sich in den Boden eingrub, wo auch dann die Fratze des Leibhaftigen entstand.

Sie leuchtete in einem kalten Gelb, das Hufeisen hatte die Farbe von dunklem Blut.

Rolly Watson stand unbeweglich. Mit seinem massigen Körper füllte er fast das gesamte Fenster aus. Hätte die Spur jetzt die Richtung

verändert und wäre auf ihn zugekommen, bei Gott, er hätte nicht einmal die Kraft besessen, um nach hinten in sein Office zu tauchen. So fasziniert war er von diesen unheimlichen Vorgängen, die mit einer erschreckenden Lautlosigkeit abliefen.

Noch etwas fiel ihm auf.

Es war die über dem Ort liegende Stille. Eine sehr markante Veränderung, denn kein Wagen näherte sich mehr dem Dorf. Nicht aus der einen und auch nicht aus der anderen Richtung.

Als läge eine Sperre aus Magie über dem Ort.

Und die Spuren vermehrten sich. Die Abstände zwischen den einzelnen Teilen blieben nie gleich. Einmal waren es vielleicht 20 oder 25 Yards Zwischenraum, dann weniger als die Hälfte, und auch das Muster änderte sich. Rolly Watson erschrak und sein Herzschlag beschleunigte sich, als er plötzlich mitbekam, wie sich der nächste Abdruck schon bei seinem Entstehen drehte und mit der Spitze des Hufeisens genau in seine Richtung wies.

Wollte er zu ihm?

Rolly begann zu zittern. Sein Herzschlag beschleunigte sich. Er fühlte sich innerhalb des Fenstervierecks eingekeilt und brachte auch jetzt nicht die Kraft auf, einfach zu verschwinden, denn wenn der Unsichtbare so weiterging, konnte es passieren, daß ihn der nächste Tritt voll erwischte.

Das durfte nicht sein!

Er öffnete den Mund und wollte losschreien. Vielleicht sogar zum letzten Mal, wenn er durch die Berührung zu Asche zerfallen sollte.

Der Kelch ging an ihm vorbei. Aber dicht vor der Hauswand und auf dem Gehsteig zeigte sich der nächste Abdruck.

Und schon erschien der übernächste.

Genau auf dem Dach seines Wagens. Dort flimmerte es auf. Der Mann vernahm ein helles Zischen und sah plötzlich das Loch, das der Abdruck in das Autodach hineingebrannt hatte.

Blech schmolz einfach weg wie Butter. Dabei blieb es nicht. Der gesamte Wagen bekam einen Stoß, die Scheiben zersplitterten, Luft pfiff aus zerstörten Reifen, und zurück blieb ein schiefes Wrack, in dem keine Teufelsspur zu sehen war.

Sie befand sich wieder mitten auf der Straße und wandte sich nun der gegenüberliegenden Seite zu, um den nächsten Abdruck in eine Hauswand dicht neben einem Fenster zu drücken, wo sie auch als rotgelb leuchtendes Sigill blieb.

Eines war dem Officer trotz seiner Panik und Angst klargeworden. In dieser Stadt hatte jemand anderer die Kontrolle übernommen. Er wußte auch schon, wer dies gewesen war.

Der Teufel!

Ein alter Fluch, vor Jahrhunderten zu einer grausigen Wahrheit

geworden, nahm jetzt schaurige Rache. Menschen starben, andere würden noch in den Kreislauf hineingeraten und zu einem Opfer der Hölle werden. Und er konnte nichts tun.

Zum Glück hielten sich die Menschen zurück. Sie blieben in den Häusern, wo sie einigermaßen sicher waren. Aber was hieß schon sicher? Nein, wenn der Satan es wollte, holte er sich alles, daran gab es nichts zu rütteln. Der Teufel war stärker.

Watson zog sich zurück. Plötzlich klappte es. Jetzt, da er wußte, daß so ziemlich alles gelaufen war, reagierte er wieder normal. Da führte sein Körper die Befehle des Gehirns aus, und er ging mit schweren Schritten, bis zu seinem Schreibtisch, wo er sich niedersinken ließ.

Er saß für einen Moment starr. Der Schweiß rann in Bächen über seine Haut. Die Kleidung klebte an Rücken, Brust und Armen. Im Gegensatz dazu war der Gaumen trocken.

Dem wollte er durch eine Dose Bier abhelfen. Er hatte sich schon hochgestemmt, als ihm einfiel, daß er die letzte Dose ja geleert hatte.

Schwer fiel er wieder zurück. Vielleicht brachte Peggy, seine Freundin, etwas zu trinken mit. Meistens tat sie es, und drei Dosen am Abend waren stets erquickend und labend.

Plötzlich wurde er zu »Stein«.

Peggy! dachte er. Verdammt, sie ist unterwegs, um mir das Essen zu bringen. Furchtbar…

Seine fleischigen Hände konnte er nicht mehr ruhig halten. Er stierte auf das Telefon, und ihm fiel ein, daß er Peggy schon beim ersten Anruf nicht hatte erreichen können. Sie war sicherlich unterwegs gewesen und müßte eigentlich gleich eintreffen.

Da sie nicht fliegen konnte, nahm sie den normalen Weg über die Straße. Dort aber hatte der Teufel seine Spuren hinterlassen, die alles zerstörten, was mit ihnen in Berührung kam.

Der schwergewichtige Officer war nicht mehr zu halten. Er wunderte sich selbst über die Schnelligkeit, mit der er aus dem Stuhl kam. Zuerst wollte er zum Fenster laufen, er änderte aber die Richtung und nahm den Weg zur Tür.

Von der Angst um Peggy gepeitscht, fand er den Weg. Seine rechte Schulter rammte noch den Pfosten, aber was machte schon ein blauer Fleck, wenn es um Leben und Tod ging?

Im Gang brauchte er nicht viele Schritte zurückzulegen. Schnell stand er an der Haustür, riß sie auf und wollte schon ins Freie stürzen, als er sich noch einmal zurückzog.

Nein, vorsichtig mußte er sein.

Wie ein Dieb, der sich umschaut, ob ihm auch niemand zusieht, streckte er zuerst seinen Kopf ins Freie und sah auf der Straße, denbeiden Gehsteigen und auch an den Wänden der Häuser die Spuren leuchten. Sie strahlten intensiver als die Lichter hinter den

Fenstern, wo ebenfalls Menschen standen und beobachteten. Wahrscheinlich empfanden sie die gleiche Angst wie Rolly Watson, aber von ihnen traute sich niemand auf die Straße. Rolly sah nur ihre Gestalten, wenn sie sich bewegten oder stumm vor Entsetzen standen.

Wenn Peggy Brown eine Abkürzung nahm, brauchte sie nicht über die Hauptstraße.

Das war vielleicht gut.

Rolly Watson verließ das Haus. Egal, er hatte oft genug mit der Witwe Streit gehabt und hätte sie auch gern in die Wüste geschickt, aber irgendwie hing er trotz allem an ihr und wollte ihr vor allen Dingen das furchtbare Schicksal einer Betty Jordan ersparen.

Nicht einmal weit von der Tür entfernt und genau in seiner Gehrichtung sah er einen Abdruck.

Die Teufelsfratze darin war furchtbar anzusehen, denn zum erstenmal entdeckte er sie aus der Nähe und stellte fest, daß sie gar nicht so ruhig dalag.

Irgendwie bewegte sie sich. Ein leichtes Zittern hatte die Umrisse erfaßt, es verschonte auch die Augen nicht. In den Pupillen strahlte es auf, manchmal hatte er das Gefühl, als würden sie ihm zuzwinkern, aber das schrieb er seinen überreizten Nerven zu.

Sehr vorsichtig drückte sich Rolly Watson links an der Spur entlang. Als er mit seinem rechten Fuß auf gleicher Höhe war, vibrierte er noch einmal, aber nichts geschah, man mußte den Abdruck schon direkt berühren, um zu Staub zu zerfallen.

Officer Watson atmete auf, als er sie endlich passiert hatte. Diesmal tropfte ihm der Schweiß von der Stirn und fiel auch von seiner Kinnspitze, wo er sich gesammelt hatte.

Der Mann fühlte sich innerlich ausgelaugt, auch die folgenden Schritte kosteten ihn Mühe. Er ging weiter, passierte den zweiten Teil des Hauses, wo die Dorfverwaltung untergebracht war und auch der Bürgermeister seinen Platz hatte. Er erreichte schließlich die schmale Einmündung der Gasse, die ihn nach links führte.

Wenn Peggy eine Abkürzung nahm, mußte sie durch diesen schmalen Einschnitt zwischen den beiden Häusern kommen.

Wo steckte sie?

Er tauchte hinein. Da brannte keine Laterne. Die nächste Lampe warf ihren Schein erst auf ein etwas höher stehendes Rondell jenseits der Gasse, wo eine schmale Parallelstraße herführte.

Spuren sah er zum Glück nicht.

Aber er hörte Schritte.

Unwillkürlich tastete er nach seiner Schußwaffe, die er seit den ersten drei Todesfällen immer bei sich trug, und er drückte sich auch sofort gegen die hinter ihm herlaufende Wand, weil er nicht gesehen werden wollte und wo er sich besser konzentrieren konnte.

Peggy kam.

In der Stille klangen die Schritte überlaut, und Rolly Watson wußte auch, wie sie ging. Immer etwas hektisch, als wäre sie stets in großer Eile.

Er trat wieder vor und atmete geräuschvoll aus, als wollte er die angestaute Nervosität loswerden. Jetzt konnte er seine Freundin mit gutem Gewissen erwarten.

Als sie sich in Höhe des Rondells befand, geriet sie auch in den Schein der Lampe. Peggy trug die Tasche mit dem Essen in der rechten Hand. Es war die Kühlbox, und Rolly freute sich bereits auf ein kaltes Bier, auch wenn ihm dieses Zeug den Schweiß noch stärker aus den Poren trieb.

Officer Watson wollte Peggy nicht weiterhin allein gehen lassen, deshalb lief er ihr entgegen. Im Dunkel der schmalen Gasse trafen sie sich, aber Peggy hatte ihren Freund trotzdem erkannt. Und er war auch nicht in der Düsternis zu übersehen.

»Endlich!« begrüßte sie ihn. »Es wurde auch Zeit, daß du mir entgegenkommst. Ich schleppe mich hier mit deinem Essen ab, habe noch Dosen mit Bier mitgebracht…«

»Schon gut, gibt her!«

Sie zog die Tasche zurück, so daß Rolly ins Leere griff. »He, weshalb bist du so sauer? Wegen der Typen aus London, wie? Es hat sich herumgesprochen, daß sie gekommen sind…«

»Hör auf zu meckern und zu stänkern. Es gibt andere Dinge zu tun, die wichtiger sind.« Er nahm ihr die Tasche ab und behielt sie in der rechten Hand.

Peggys rotblondes Haar wirkte dunkel. Sie hatte Lockenwickler hineingedreht, und das runde Gesicht sah aus wie eine blasse Kugel.

Als Rolly gehen wollte, hielt sie ihn fest. »Nicht so schnell, mein Freund. Erst will ich wissen, was hier gespielt wird. Das Dorf ist ruhig, fast leer. Die Menschen bleiben in den Häusern, und ich sah auch die Spuren.« Ihre Stimme wurde weicher, weil sie Angst hatte.

»Rolly, sag ehrlich, sind wir in Gefahr?«

Er nickte. »Leider, Mädchen, leider. Wir befinden uns sogar in Lebensgefahr.«

Sie erschrak. »Alle Bewohner?«

»Wenn sie die Häuser verlassen und mit den Spuren in Berührung kommen, bestimmt. Hast du mal einen Blick auf die Hauptstraße geworfen und die Abdrücke gesehen?«

»Natürlich.«

»Das sind die Spuren des Leibhaftigen. Der Teufel ist aus der Hölle gekommen und hat Devon einen Besuch abgestattet. Du kannst es glauben oder nicht, ich glaube es.«

»Ich ebenfalls«, sagte Peggy Brown und zog die Schultern hoch, als

würde sie frösteln.

»Da ich nicht wollte, daß dir etwas passiert, bin ich dir entgegengegangen. Du wirst jetzt meinen Arm nehmen, dann laufen wir vorsichtig zurück und werden uns hüten, eine der Spuren zu berühren. Wenn das geschieht, sind wir tot.«

»Wieso?«

»Wir zerfallen zu Staub.«

»Betty Jordan…«

»Sie auch, ja.«

Rolly hatte die Kontrolle wieder über sich gewonnen. Zudem dachte er daran, daß er noch Verantwortung trug. Wenn Peggy etwas passierte, würde er Zeit seines Lebens nicht mehr froh. Er wechselte die Tasche mit dem Essen in die linke Hand und nahm mit der rechten Peggys Arm so hart, daß sie sich beschwerte.

»Ich bekomme blaue Flecken.«

»Lieber blaue Flecken als tot zu sein«, erwiderte der Polizist.

»Peggy, es ist kein Spaß, wir befinden uns in einer nahezu wahnsinnigen Gefahr, das mußt du mir glauben…«

»Ja, ja…«

Sie gingen los. Obwohl es der Beamte eilig hatte, ließ er sich Zeit.

Jeden Moment konnte der Satan wieder eine neue Spur setzen, vielleicht sogar dicht vor ihnen, so daß es ihnen nicht mehr gelang, ihrauszuweichen.

Sie schritten durch die schmale Gasse. Peggy sagte nichts, so schwer es ihr auch fiel. Erst als sie die Einmündung erreichten und einen Blick auf die Hauptstraße werfen konnten, schrie sie leise auf, und Rolly spürte die Gänsehaut auf ihrem nackten Arm.

»Das ist ja furchtbar!«

Peggy sah zum erstenmal die Auswirkungen des höllischen Besuchs. Und sie erkannte auch, daß sich die Spuren nicht allein auf die Straße beschränkten, sondern ebenfalls an den Hauswänden in die Höhe führten, bis direkt unter die Dächer.

»Meine Güte, das glaubt uns keiner…«

»Es braucht auch nicht zu sein.«

»Und wo sind die beiden Typen aus London?«

Rolly lachte. »Die haben sich aus dem Staub gemacht, falls sie nicht selbst schon zu Staub geworden sind. Sie wollten dieses Zigeunerweib suchen, so ein Schwachsinn. Wahrscheinlich hat uns diese Sippschaft das alles eingebrockt.«

»Urteilst du da nicht zu kraß?«

»Wieso?«

»Auch Zigeuner sind gläubige Menschen. Ich glaube nicht, daß sie viel mit dem Teufel im Sinn haben.«

»Da bin ich mir nicht so sicher.« Rolly schüttelte den Kopf.

»Außerdem habe ich keine Lust mehr, mich mit dir zu streiten. Wir wollen sehen, daß wir ins Haus kommen.«
»Sind wir denn bei dir sicher?«
»Bis jetzt war ich es.«
Sie hob die Schultern. »Da bin ich aber gespannt. Viel Wissen oder Ahnung über die Hölle habe ich ja nicht. Aber wenn der Teufel will, kommt er überall hin.«
Watson schwieg. Er zog seine Freundin weiter, und Peggy folgte ihm willig. Sie wußte ja selbst, daß man sich auf kaum jemand im Ort noch verlassen konnte. Alle hatten Angst. Man redete nicht, man versteckte sich. Devon wirkte wie eine Geisterstadt.
Auch Rolly mußte einiges durchgemacht haben. Peggy hatte ihren Freund noch nie so durcheinander erlebt. Außerdem schwitzte er stark. Es war nicht zu »überriechen«.
Sie waren auf dem Gehsteig geblieben und näherten sich der ersten Spur, die auch Peggy jetzt aus der Nähe sah.
Sie schauderte davor zurück. Die äußere rote Umrandung leuchtete wie ein blutiger Kranz, und die Fratze im Innern war ein zitterndes Gebilde des Grauens.
»Sieht so der Satan aus?« hauchte sie.
»Vielleicht, ich weiß es nicht!« Rollys Antwort klang nervös. Er hatte einen leichten Bogen um den Abdruck geschlagen. Auf keinen Fall wollte er, daß sie ihn berührten.
Noch immer war die Straße leer. Watson empfand dies als einen Glücksfall. Er wollte sich kaum ausmalen, was geschah, wenn plötzlich Fahrzeuge in den Ort rollten.
Das war furchtbar. Die Katastrophe wäre dagewesen und hätte alles überschwemmt.
Sie erreichten den Polizeiwagen. »O Gott, was ist denn damit passiert?« rief Peggy.
»Der Teufel hat ihn zertreten.«
»Auch Autos?«
Watson zog seine Freundin weiter. Es waren nur noch wenige Schritte, und sie hatten noch einen Abdruck dicht vor der Treppe zu überwinden. Wenn sie den überstiegen, waren sie in relativer Sicherheit.
Über der Straße lag ein fahles unnatürliches Leuchten. Das rotgelbe Licht wirkte irgendwie künstlich und gleichzeitig kalt und abweisend.
Vor der Außentreppe blieben die beiden stehen. Rolly deutete die wenigen Stufen hoch und wies auch auf den letzten Abdruck.
»Wenn du über ihn hinwegsteigst, passiert nichts. Geh du vor, okay? Die Tür steht ja offen. Dir kann nichts passieren.«
»Ja, ja, schon gut.« Peggy war fahrig geworden. Sie fürchtete sich wieder und hatte das dumpfe Gefühl, es nicht zu schaffen. Davon

wollte ihr Freund nichts wissen. Er drückte Peggy seine flache Hand in den Rücken, so daß sie sich gezwungen sah, ihren rechten Fuß anzuheben und die erste Stufe zu betreten.

Es klappte.

Ihre anfängliche Befürchtung bewahrheitete sich nicht. Außerdem war die Stufe nicht so glatt, daß sie hätte ausrutschen können. Als sie stehenblieb drängte Watson auf ein Weitergehen. »Mach den Weg frei, Mädchen, ich will auch noch ins Haus!«

»Sorry…«

Peggy Brown drehte ihrem Freund den Rücken zu, um die restlichen Stufen hochzusteigen.

Auch Rolly Watson war vorsichtig, um ja nicht das Sigill zu berühren.

Peggy ging weiter. Sie hatte die Treppe bereits hinter sich gelassen und war im Flur verschwunden.

Der Polizist glaubte, es überstanden zu haben. Bis zu dem Moment, als er Peggys Schrei hörte.

Er wuchtete seinen massigen Körper voran. Die Tasche mit dem Essen machte den Schwung mit und schlug noch neben der Tür gegen die Hauswand. Das war ihm egal.

Er sah nur Peggy, die es erwischt hatte.

Sie stand genau auf einem Sigill, das er beim Verlassen des Hauses noch nicht gesehen hatte.

Der Teufel mußte dagewesen sein, und er schlug gnadenlos zu!

***

Wir wollten so schnell wie möglich nach Devon hineinfahren und hatten den Wald auch hinter uns gelassen, als wir das Camp erreichten und uns die Stille auffiel.

Nichts war zu hören.

Schon im Wald hatte sich Tasso gewundert, von seinen vier Begleitern nichts mehr entdeckt zu haben, jetzt wurde sein Staunen nicht nur größer, es verwandelte sich in Schrecken, denn die Ansammlung der Wohnwagen und Wohnmobile wirkte wie eine fahrbare Geisterstadt.

Leer, verlassen…

Wir waren sehr vorsichtig. Niemand von uns sprach, als wir den Waldrand verließen und langsam weitergingen, die Blicke auf den leeren Platz zwischen den Wohnmobilen gerichtet.

Eine auf mich kalt wirkende Dunkelheit lag über dem Land.

Wenn ich hochschaute, erkannte ich auch den Mond, der wie ein fahler Fleck inmitten des nächtlichen Himmels seinen Platz gefunden hatte.

»Da ist niemand mehr!« hauchte Tasso.

Ich widersprach nicht, auch Suko hielt sich zurück, bis ich den Vorschlag machte, die Wagen zu untersuchen.

»Und wenn wir Tote finden?« fragte Tasso.

»Kann ich es auch nicht ändern.«

»Der flüsternde Tod«, sagte er rauh. »Er muß es gewesen sein. Bestimmt war er hier und hat sie umgebracht…«

Diesmal fragte ich ihn nicht, was er mit dem flüsternden Tod überhaupt meinte. Mit zwei Schritten hatte ich den ersten Wagen erreicht und öffnete die unverschlossene Tür.

Ich schaute auf die beiden Liegen, sah die brennende Tischlampe und die Gläser daneben.

Nur Menschen entdeckte ich nicht.

Wir untersuchten die Wagen der Reihe nach. Einen Erfolg erreichten wir nicht.

Sämtliche Bewohner waren wie vom Erdboden verschluckt. So als hätte sie jemand in eine andere Welt gerissen. Und gerade dieser Gedanke machte mich mißtrauisch.

Ich mußte an einen Fall denken, der schon lange zurücklag. Da hatte der Dämon Kalifato die Bewohner von Darkwater entführt und sie nie mehr wieder in die normale Welt entlassen.

Gab es hier eine Parallele? Alle Anzeichen deuteten darauf hin.

Aber wir hatten es nicht mit einem Dämon zu tun, der zu den Großen Alten gehörte, der flüsternde Tod war etwas anderes, und wahrscheinlich ebenso gefährlich.

Da mußte Tasso einfach Erklärungen abgeben. Ich würde mich mit Ausreden nicht mehr abspeisen lassen.

Nach der Suche war ich ebenso schlau wie zuvor. Weder Suko, Tasso noch ich hatten einen Menschen entdeckt. Der Zigeunerführer machte einen bekümmerten Eindruck. Als er sich zu uns gesellen wollte, vernahm er das Stöhnen.

Auch wir hatten es in der Stille gehört, taten aber nichts und überließen Tasso die Initiative.

Der bückte sich, um unter einen Wagen zu kriechen. Er sah zuerst die beiden Hände, die sich ihm entgegenstreckten, ergriff die Gelenke und zog einen Jungen unter dem Wagen hervor, der sich geschockt zeigte und laut anfing zu weinen.

Wir konnten mit diesem Zeugen noch nichts anfangen. Das halbe Kind war von Tasso auf den Boden gestellt worden. Der Zigeuner sprach auf den Findling ein, bekam aber keine Antworten.

»Er muß Schreckliches erlebt haben«, sagte Tasso zu uns. »Wahrscheinlich hat er alles mitbekommen.«

»Was mitbekommen?«

»Das möchte ich ihn fragen. Aber wie es aussieht, bekommen wir vorerst nichts aus ihm heraus.«

»Gehen Sie mit ihm in einen Wagen«, schlug ich vor.
Tasso war der gleichen Ansicht. »Wenn sich etwas ergibt, sage ich Ihnen Bescheid.«
»Sicher.«
Wir schauten den beiden nach, wie sie auf ein Wohnmobil zugingen. Tasso hatte einen Arm auf die Schultern des Jungen gelegt, der einen langen Mantel trug, als könnte er durch ihn Schutz bekommen.
Ich zündete mir eine Zigarette an.
»Denkst du nicht mal an Darkwater?« fragte Suko.
»Das tue ich die ganze Zeit über.«
»Und?«
»Ich hoffe, daß wir dieses Problem hier nicht haben.«
»Ich auch.«
Der Rauch floß über meine Lippen. In der Dunkelheit schaute ich zu, wie er sich verteilte. Der Wind war etwas stärker geworden. Er brachte keinen Brandgeruch mehr mit.
Mein Blick richtete sich gegen den Wohnwagen des Sippenchefs.
Im Innern brannte Licht. Durch das große Fenster konnte ich die Schattenrisse der beiden Insassen erkennen.
»Was ist der flüsternde Tod?« erkundigte sich Suko. »Kannst du mir das sagen?«
»Nein.«
»Weshalb rückte dieser Tasso nicht mit der Sprache heraus? Hat er Angst?«
»Ich kann ihn nicht zwingen.«
»Jetzt ja, wo die Menschen verschwunden sind.« Suko wurde ärgerlich. »Ich komme mir vor wie ein Kind, das sein Spielzeug sucht. Wir sind bisher nur herumgelaufen.«
»Stimmt.«
Die Schatten hinter dem Wagenfenster bewegten sich. Wenig später wurde die Tür aufgedrückt. Tasso verließ den Wagen, entdeckte den glühenden Kreis meiner Zigarette und kam hastig auf uns zu.
»Ja, die Vermutung stimmte. Der flüsternde Tod war hier.«
»Hat der Junge ihn genau gesehen?« fragte Suko.
»Er beschrieb ihn.«
»Und weiter? Was ist mit den Menschen geschehen, hat dieser Dämon oder diese Erscheinung sie umgebracht?«
Tasso hob die Schultern. »Das ist eben schwer feststellbar. Es gab eine Panik, als er auftauchte. Die meisten sind geflohen, ja, eigentlich alle. Sie nahmen auch die Alten mit.«
»Dann hätten wir ihnen begegnen müssen«, warf ich ein.
Tasso schüttelte den Kopf. Dabei deutete er in die entgegengesetzte Richtung. »Glauben Sie nur nicht, daß sie dorthin gelaufen sind, wo die Kirche stand. Jedenfalls war er hier.«

Ich trat meine Zigarette sorgfältig aus. »Wie schön, daß wir es wissen. Nur möchte ich jetzt noch erfahren, wie der flüsternde Tod überhaupt aussieht. Bisher habe ich mir von ihm noch kein Bild machen können. Brechen Sie endlich Ihr Schweigen, Tasso!«

Er schaute mich starr an. »Sie wollen es wissen?« wiederholte er.

Über seine Lippen huschte ein Lächeln. »Bitte, ich habe nichts dagegen. Drehen Sie sich um, da ist er!«

Nicht nur ich wandte mich um, auch Suko. Und beide schauten wir auf den gewaltigen Schädel, der dicht über den Bäumen am Waldrand schwebte.

»Das ist der flüsternde Tod«, hörten wir Tasso mit zittriger Stimme sagen…

***

Rolly Watson war in diesem Moment sowohl körperlich als auch geistig zu unbeweglich, um eingreifen zu können. Er sah auf den Rücken seiner Freundin, die direkt in eine Teufelsspur hineingetreten war, und er wußte, daß es für sie keine Rettung mehr gab.

Sie stand da, wirkte für einen Augenblick wie gemalt und gleichzeitig durchsichtig. Ihr Inneres glühte auf. Jedes Atom, jedes Molekül schien von zahlreichen Lichtfunken umstrahlt zu sein und erhellte die gesamte Gestalt. Sogar das geblümte Kleid bekam einen anderen Glanz, bevor die Frau samt ihrer Kleidung vor den Augen des entsetzten Mannes zusammensackte und als Staubfahne zu Boden fiel. Sie rieselte ineinander.

Noch nie hatte der Mann etwas Schrecklicheres gesehen. Rolly merkte nicht, daß ihm die Tasche aus der Hand rutschte, er hatte nur Augen für das schreckliche Bild.

Peggy Brown war lautlos gestorben. Nicht einmal einen verwehenden Schrei hatte sie abgegeben. Der Sand fiel und rieselte. Auf dem Boden und im Zentrum der Spur sammelte er sich und bildete einen Hügel, dessen Kuppe eine Abflachung zeigte.

Mehr war von Peggy nicht zurückgeblieben. Kein Stoff, keine Knochen, keine Haut.

Nur Asche oder Sand…

Rolly Watson stöhnte. Die Tür hatte er nicht geschlossen, sein Fehler war es gewesen, der Peggy das Leben gekostet hatte. Und er hatte nichts für sie tun können.

Durchzug war entstanden, er erfaßte einen Teil des Staubs und wirbelte ihn davon.

Rolly merkte kaum, daß die Asche gegen seine Hosenbeine geweht wurde. Er stand da wie ein Denkmal. Aus seinen Augen rannen Tränen, und im Innern spürte er eine noch nie erlebte Leere.

Die Schuldgefühle würden kommen, dessen war er sicher, zunächst

aber erfaßte ihn die Angst, und er wußte nicht, was er noch tun sollte. Ins Haus gehen, weglaufen?

Er hätte sein Office betreten müssen, um Hilfe zu holen. Nur konnte er sich nicht überwinden. Er schaffte es einfach nicht, über die sterblichen Überreste einer Frau zu schreiten.

So zog er sich zurück. Da er sich nicht umgedreht hatte, wäre er noch fast über die Tasche gestolpert. Mit den Hacken prallte er gegen sie und warf sie um. Die Bierdosen prallten zusammen, Rolly wunderte sich, daß er diese Geräusche überhaupt noch mitbekam.

Er dachte an die Gefahr, in der auch er schwebte. Rückwärtsgehend konnte er das Haus nicht verlassen, deshalb drehte er sich um und stieg langsam die Treppe hinab.

Der nächste Abdruck dicht hinter der Treppe leuchtete ihm entgegen. Rolly Watson hatte das Gefühl, als würde ihn die Fratze höhnisch anlachen, um ihm mitzuteilen, daß er gegen den Teufel sowieso nicht gewinnen konnte.

Das wollte der Polizist auch nicht mehr. Er brauchte nur seine Ruhe. Am besten würde es sein, wenn er aus Devon floh. Keiner konnte ihm einen Vorwurf machen. Übermenschliche Kräfte hatten in diesem Ort die Regie übernommen, und wer war schon stärker als der Teufel?

Kein Mensch!

Rolly ließ die Treppe hinter sich. Er passierte auch die Spur, blieb stehen und stellte erst jetzt fest, daß er noch immer weinte. Aus der Tasche holte er ein Tuch, schneuzte sich, steckte es wieder weg.

Wenig später störte ein Geräusch seine Gedankenwelt.

Es war das Dröhnen eines Motors.

Ein Motorrad näherte sich Devon.

Rolly Watson drehte sich um. Er schaute über die Spuren hinweg und sah auch den Scheinwerfer in der Ferne. Tatsächlich nur einer.

Rollys Gedankenapparat arbeitete wieder einigermaßen klar. Er wußte plötzlich, daß es sich bei dem Fahrer nur um einen der beiden Liston-Brüder handeln konnte, die das Zigeunermädchen entführt hatten.

Ihm gab Rolly die Schuld. Seit die Zigeuner in der Nähe des Ortes lagerten, war es zu den Todesfällen gekommen, und sein Haß auf diese Menschen wuchs, weil er ihnen auch die Schuld an Peggys Tod in die Schuhe schob. Darüber dachte er nach, während er sich auf dem Gehsteig weiterbewegte, um dem Ankömmling entgegen zu laufen und ihn gleichzeitig zu warnen. Wenn der mit seiner Maschine über die Teufelsspuren hinwegdüste, hatte er keine Chance mehr.

Da würde er während der Fahrt zu Staub zerfallen.

Rolly Watson ging sehr schnell. Es kümmerte ihn auch nicht, daß man ihn aus einem offenen Fenster her anrief, er hatte andere Sorgen und sah die Maschine bereits am Dorfanfang erscheinen. Sie geriet in

den Lichtschein der Teufelsspuren, so daß der Mann erkennen konnte, wer auf dem Bock des Feuerstuhls hockte.

Es war Wade Liston.

Und der fuhr weiter. Trotz der Spuren. An der ersten war er bereits vorbeigewischt. Das Dröhnen des Motors echote zwischen den Häusern. Rolly Watson war nicht klar, was dieser Kerl überhaupt wollte. Der hatte sein Ziel erreicht. Er sollte abbremsen, die Maschine abstellen und zu Fuß weitergehen.

Wade drehte auf.

Rolly mußte etwas tun.

Er sprang über seinen eigenen Schatten, als er sich vom Gehsteig löste und die Straße betrat. Sehr vorsichtig ging er zu Werke, schob sich auf die Straßenmitte zu, hob beide Arme und baute sich dort winkend auf. Er hatte zusätzlich noch schreien wollen, aber seine Kehle war wie zugeschnürt.

Das Winken mußte auch reichen.

Und Wade fuhr weiter. Er lag flach auf der Maschine. Der Lichtkegel glitt über die teuflischen Spuren, blendete Rolly sogar, der zugesehen hatte, sich möglichst weit von diesen lebensbedrohenden Sigillen zu entfernen.

Noch hatte Wade Glück gehabt. Er war zunächst zwischen den Abdrücken hindurchgefahren, vielleicht war es Zufall, vielleicht Bestimmung, wer konnte das schon sagen?

Aber der Mensch hat nicht immer Glück.

Auch Wade Liston machte da keine Ausnahme. Es erwischte ihn beim fünften oder sechsten Abdruck. Voll jagte er darüber hinweg.

Da geschah etwas, das Rolly Watson nie in seinem Leben vergessen würde.

Die Kraft der Spur schlug voll durch. Sie erwischte nicht die Maschine, sondern den jungen Mann, der sie fuhr. Sein Körper bäumte sich aus der flachen Haltung auf, als wollte er dem starr dastehenden Zeugen ein besonders gutes Bild bieten. Er hatte auch die Arme erhoben, drückte sie nach hinten, und im nächsten Augenblick sackte er zusammen.

Über dem Feuerstuhl lag eine Staubfahne, die von Fahrtwind noch mitgerissen wurde.

Rolly Watson erstarrte. Er glaubte, der Mittelpunkt eines Alptraums zu sein, als er das Schreckliche und Unwahrscheinliche sah. Vorhin hatte der junge Mann noch auf dem Motorrad gesessen, jetzt war der Sattel leer, und der Fahrtwind hatte die letzten Reste mitgerissen. Dabei geriet Rolly Watson noch in Gefahr, denn die Maschine raste weiter und blieb praktisch in der Spur.

Sie hätte den Polizisten erwischen können. Kurz zuvor kippte sie um. Das vordere Rad hatte sich quergestellt, die Honda wurde von einer

anderen Kraft erwischt und weggeschleudert. An Rolly rutschte sie vorbei und glitt über die Straße, als wäre diese mit Schmierseife angestrichen worden. Daß sie gegen einen Laternenmast prallte, dort der Motor verstummte und die Maschine noch weiter bis vor eine Hauswand geschleudert wurde, das alles interessierte den Officer nicht. Er hörte zwar die krachenden Geräusche, Augen hatte er nur für Wade oder das, was von ihm übriggeblieben war.

Staub…

Wie bei Peggy.

Er ging vor, und er hatte das Gefühl, über dem Boden zu schweben. Innerhalb weniger Minuten hatte er zwei Menschen sterben sehen. Einfach so, ohne Blut, ohne die Anwendung körperlicher Gewalt, und dennoch war ihm bisher in seinem Leben nichts Schlimmeres begegnet. Er fand keine Worte für die Vernichtung dieser beiden Menschen, weil ihm die Begriffe einfach fehlten, um den Schrecken zu umschreiben.

Das Grauen hatte sich wie ein Stachel in seinen Körper gebohrt und übertrug sich auch auf die Bewegungen des Mannes, die so lahm, steif und trotzdem fahrig wirkten.

Der Wind hatte die Asche verteilt und sie wie einen Schleier über die Straße, sowie zwischen die abgebildeten Fratzen geweht. Ein hellgrauer Rest aus menschlichen Rückständen ohne Knochen und Haut.

Rolly Watson faßte es nicht mehr. Sein Verstand weigerte sich, die Tatsachen so zu sehen, wie sie sich darstellten. Irgendwo gab es eine Sperre, die auch bei ihm eingerastet war.

Er wankte dorthin, wo sich noch die meiste Asche gesammelt hatte, und fiel schwer auf die Knie.

Wie eine Filmszene wirkte das, was sich auf der Straße des kleinen Ortes Devon abspielte, und Rolly besaß auch Zuschauer. Es waren die Menschen, die Bekannten, die hinter ihren Fenstern standen, mit vor Angst und Grauen gezeichneten Gesichtern, ohne dem anderen aber helfen zu können.

Es war Nacht, aber es herrschte genügend Licht, um alles sehr deutlich sehen zu können.

Auch Rolly sah die Asche.

Er kniete noch immer, streckte seine Arme aus, und die Hände mit den dicken Fingern fuhren in das grauweiße Material, schaufelten es in die Höhe, um es anschließend durch die Lücken zwischen den Fingern rieseln zu lassen.

Als feiner Regen fiel die Asche wieder auf die Fahrbahn, dabei drehte Watson durch.

»Tot!« schrie er, so laut er konnte. »Er ist tot, vernichtet, zu Asche geworden, und ich habe es gesehen. Ich sah, wie er verging. Der Satan

hat zugeschlagen, er hat uns besucht, der Leibhaftige ist aus der Hölle in unsere Stadt gekommen. Er vernichtet uns. Satan will uns zerstören…«

Zerstören… zerstören …

Es war furchtbar. Die Stimme des Mannes hallte über die menschenleere Straße und wurde von den Hauswänden als Echo zurückgeworfen. Jeder, der es wollte, konnte ihn hören, und die meisten vernahmen seine Schreie, ohne aber einzugreifen.

So blieb er allein und hatte das Gefühl, auf sein Ende warten zu können…

***

Zum erstenmal sahen wir den flüsternden Tod, und ich muß ehrlich zugeben, daß mich sein Anblick überraschte, denn diesen riesigen und unheimlich wirkenden Schädel hätte ich nicht erwartet.

Keinen Totenkopf und vor allen Dingen nicht die lack- oder blutrot geschminkten Lippen des schwebenden Monstrums, auf die sich mein Blick einpendelte und sich einfach nicht lösen konnte.

Diese Lippen hatten es mir angetan. Sie bildeten keinen Mund, sondern ein widerliches Maul, das in die Breite gezogen war, als wollte es uns mit einem Grinsen zeigen, wer hier die Kontrolle übernommen hatte.

Ansonsten war der Schädel dunkel, aber er hob sich trotzdem von der ihn umgebenden Finsternis ab, als wären seine äußeren Konturen genau nachgezeichnet worden.

Dieser Schädel strahlte das Grauen ab.

Ein kaltes Gefühl, das auch mich traf und mich seltsam berührte.

Wahrscheinlich spürte es jeder Mensch, der den Schädel zu Gesicht bekam, aber ich fragte mich und schaute dabei in die großen, runden, innen gezackten leeren Augenhöhlen, weshalb man dieses Zerrbild des Schreckens den flüsternden Tod genannt hatte.

Tasso und Suko rahmten mich ein. Es fiel dem Zigeuner schwer, seinen Arm zu heben. Er schaffte es soeben noch und deutete auf den Schädel. »Das ist er.«

»Und weshalb nennt man ihn den flüsternden Tod?« wollte ich wissen.

»Schauen Sie auf seinen Mund.«

»Das tue ich bereits.«

»Wenn er sich bewegt, ist es zu spät.«

»Für den Betrachter?«

»Ja.« Tasso schluckte und fuhr fort. »Er holt ihn zu sich. Er flüstert, denn sein Mund ist etwas Besonderes. Seine Lippen sind Lockungen, denen niemand widerstehen kann. Wehe dem, der einmal in ihre Macht gerät. Er ist verloren.«

»Wir sollten ihn uns näher anschauen!« schlug Suko vor. Tasso erschrak. »Nein, wollen Sie freiwillig in den Tod gehen?«
»Das nicht.«
»Dann bleiben Sie.« Ich lächelte. »Nein, wir müssen etwas tun. Der flüsternde Tod ist gefährlich. Man muß ihn vernichten…«
»Das schafft niemand.«
»Wir werden sehen.« Ich wollte ihn mit dem Kreuz attackieren, denn den Bumerang trug ich momentan nicht bei mir. Er lag in meinem Bentley, aber vielleicht schaffte es mein geweihter Talisman. Dazu kam es nicht mehr. Der Schädel veränderte sich. Zwar blieben seine Lippen rot und auch aufeinandergepreßt, aber hinter dieser dunklen, knochigen Maske spielte sich eine Szene ab, die uns Rätsel aufgab. Dort entstand ein Gesicht! Zuerst glaubte ich noch an eine Täuschung, als ich die Umrisseerkannte, die als einzelne Teile aufeinander zuglitten, sich dabei völlig lautlos bewegten und sich wie die Teile eines Puzzles zusammensetzten, um das Gesicht zu bilden.
Ich hatte es noch nie gesehen und konnte nur erkennen, daß es sich dabei um das Gesicht einer Frau oder eines Mädchens handelte.
Es stand wie ein Hologramm innerhalb des Schädels, war nur schwach zu sehen, aber dennoch in seinen Einzelteilen zu erkennen, wenn man genauer hinschaute.
Tasso gab ächzende Laute ab. Er ging einen Schritt zurück und hielt sich dabei an uns fest. »Das«, flüsterte er, »das ist es. Das ist das Gesicht von dem Mädchen, das wir suchten.«
»Sarita?« fragte Suko.
Er nickte, denn sprechen konnte er kaum mehr. »Sarita, sie ist dem flüsternden Tod in die Falle gelaufen. Sie hat es nicht geschafft. Sie ist tot, sie muß tot sein. O Himmel.« Er schlug die Hände gegen seine Wangen und schüttelte den Kopf.
Ich verstand es nicht. Wir hatten die Mauer gesehen, die Ketten an den alten Steinen, und es war Suko gewesen, der Stoffreste von Saritas Kleidung entdeckt hatte.
Sie mußte verbrannt sein.
Jetzt sahen wir sie innerhalb des Schädels, und ich fragte mich, wie das zusammenlief.
Auch Tasso konnte keine Antwort geben, weil er nervlich zu stark belastet war.
Ich ging vorerst davon aus, daß Sarita und der flüsternde Tod eine Verbindung eingegangen waren, eine andere Erklärung kam für mich nicht in Frage.
»Nimm das Kreuz!« verlangte Suko.
»Ja, ich wollte es.«
»Und?«
Wieder mußte ich meinen Vorsatz zurückdrängen, denn am Schädel

tat sich etwas. »Schau dir mal den Mund an, Suko.«
Auch meinem Freund fiel auf, daß sich die Lippen bewegten. Ein Zucken lief durch die breiten, blutrot schimmernden Ringe. Von den Winkeln her schoben sie sich zusammen, so daß der Mund kleiner wurde und beinahe ein herzförmiges Aussehen annahm.
Alles lief lautlos ab, wir hörten weder den Wind noch ein Flüstern, und ich fragte mich, weshalb man dem Schädel einen solch außergewöhnlichen Namen gegeben hatte.
»Vielleicht wird er gleich sprechen!« vermutete Suko. »Ich möchte ihn gern flüstern hören.«
Er tat uns den Gefallen nicht. Aber er blieb auch nicht ohne Reaktion, denn sein Mund hatte sich so zusammengezogen, daß er in der Mittevon Ober- und Unterlippe eine Öffnung bilden konnte.
Ein kleines Loch.
Ein Oval…
»John, da kommt etwas auf uns zu.« Nicht der Schädel hatte geflüstert, mein Freund Suko war es gewesen.
Und er behielt recht.
Aber anders, als wir und Tasso es uns vorgestellt hatten, denn innerhalb der Mundöffnung zeigte sich etwas Weißes, das von einer für uns nicht sichtbaren Kraft nach vorn und durch das Oval geschoben wurde. Zuerst dachte ich an einen Ring oder an einen dicken Stein, wenig später erkannte ich den Gegenstand richtig.
»Das ist doch unmöglich«, ächzte Tasso und drehte sich ab.
Es war nicht unmöglich.
Der flüsternde Tod spie das aus, was er nicht mehr bei sich behalten wollte.
Es waren Knochen…
Die ersten bleichen Gebeine blieben für einen Moment auf der Unterlippe liegen. Im Verhältnis zum Mund waren sie klein wie Streichhölzer, auf denen ein Mensch kaut.
Immer weiter ragten die Beine aus dem Mund, sie bekamen schließlich das Übergewicht und fielen heraus.
Die ersten beiden überschlugen sich in der Luft, bevor sie auf dem Boden aufschlugen.
Weitere folgten.
Und wir schauten zu, wie der Schädel das ausspie, was er nicht mehr haben wollte.
Ob es Arm-oder Beinknochen waren, konnten wir schlecht erkennen. Auch war nicht auszumachen, ob sie zu einem Menschen gehörten, bis zu dem Augenblick, als zwischen dem blutigen Rot der Lippen etwas Rundes, Bleiches erschien.
Ein blanker Schädel!
Er mußte einem Menschen gehören, und Suko und ich wußten auch

sofort, zu wem er gehörte.

Auch der blanke Kopf blieb für einen Moment auf der Unterlippe liegen, bevor er noch einmal angestoßen wurde, das Übergewicht bekam und herabrollte.

Er fiel zu Boden.

Ob er zersplitterte oder nicht, konnten wir aus dieser Entfernung nicht erkennen, aber nach dem Vorgang hatte der flüsternde Tod seine »Pflicht« getan, denn der widerliche lackrote Mund nahm wieder die Form an, in der wir ihn zuerst gesehen hatten.

Er zog sich in die Breite, so daß ein häßliches Grinsen blieb.

Ich holte tief Luft. Die Vorgänge hatten mich erschüttert, aber meine Widerstandskraft nicht verdrängen können. Ich wollte und mußte gegen ihn antreten.

Deshalb lief ich vor.

Eine vergebene Liebesmüh, denn der flüsternde Tod zog sich zurück. Er war viel schneller als ich. Kein Geräusch entstand bei diesem Vorgang, der grauschwarze und auch bläulich schimmernde Schädel war einfach nicht aufzuhalten.

Er entschwand schneller, als wir es uns vorgestellt hatten.

Und auch das Bild des toten Zigeunermädchens Sarita war nicht mehr zu sehen. Auf seinem Rückzug präsentierte er uns seine normale düstere Fläche.

Nun fand auch Tasso die Sprache wieder. »Der Junge hat es mir erzählt. Als der Schädel kam und die Menschen flüchteten, sahen alle Saritas Bild. Da wußten sie, daß die Magie sie eingeholt hatte. Sie ist tot und lebt trotzdem…« Tasso schaute mich an, als erwartete er von mir noch eine Erklärung, die aber gab ich ihm nicht, weil ich sie selbst noch nicht wußte.

Suko dachte realistischer. »Schauen wir uns die Knochen einmal näher an?«

»Gleich.« Ich verfolgte den Weg des schwebenden Schädels. Er segelte in eine bestimmte Richtung. Wenn mich nicht alles täuschte, nahm er Kurs auf Devon, so daß dem Ort eine doppelte Gefahr drohte. Nicht allein durch die Spuren des Teufels, auch durch den flüsternden Tod, der sich bestimmt mit dem Satan verbinden wollte.

Wenn das geschah, hatten die Menschen in Devon kaum eine Chance, dem Grauen zu entwischen.

Wir brauchten nicht lange zu suchen, um die bleichen Gebeine zu finden. Sie hatten sich verteilt, und sogar der Schädel war noch heil, wenn er auf der Platte auch einen feinen Riß zeigte.

Ich wog ihn in der Hand. Tasso strahlte ihn mit der Lampe an.

»Gehört er zu einem Menschen?« fragte er.

»Natürlich.«

»Und was sollen wir mit den Gebeinen machen?«

»Fragen Sie lieber, wer das Opfer des flüsternden Tods gewesen ist.«
»Sarita.«
»Ich bin mir da nicht so sicher. Was meinst du, Suko?«
Der Chinese hatte ebenfalls einen Knochen aufgehoben. »Wenn ich näher darüber nachdenke und mir diesen Knochen so anschaue, würde ich eher sagen, daß er von einem männlichen Körper stammt.«
»Dann muß er sich zwei geholt haben«, sagte der Sippenchef.
Wir widersprachen nicht und legten die Stücke wieder zu den anderen. Lange genug hatten wir uns in der Nähe des Zigeunerlagers aufgehalten. Es wurde Zeit, daß wir endlich nach Devon kamen.
Den Gedanken verfolgte auch Tasso. Er fragte mich trotzdem.
»Soll ich mit in die Stadt fahren?«
»Das wäre gut.«
»Und dann?«
»… hoffen wir, beide zu treffen. Den flüsternden Tod und den Teufel. Und ich bin gespannt, ob die sich gut verstehen …«

***

Seine Hände hatten die Asche hochgeschaufelt und anschließend wieder zurückgeworfen. Erst als Rollys Hände über den Straßenbelag schrammten, wurde ihm klar, was er getan hatte. Er hockte auf den Knien und schaute sich die blutenden Hände an. Er stierte vor sich zu Boden, sah wieder auf die Wunden, spürte auch die leichten Schmerzen und stellte fest, daß er keinem Traum erlegen war.
»Es ist alles wahr!« flüsterte er. »Alles wahr…«
Irgendwann fiel ihm ein, daß er nicht die gesamte Nacht auf der Straße hocken konnte. Er mußte weg, zurück in sein Office, nur dort konnte er sich erholen.
Und so stemmte er sich hoch.
Es fiel ihm schwer, sich zu bewegen. Seine Gelenke kamen ihm eingerostet vor. Von der ungewohnten Haltung schmerzten sie, so daß er auch Mühe hatte, sich in Bewegung zu setzen. Zusätzlich machte ihm sein Übergewicht zu schaffen.
Die Teufelsspuren warnten ihn.
Nur nicht unachtsam werden, obwohl sein Leben eigentlich auch verpfuscht war. Er würde sich bis zum Tod Vorwürfe machen, daß es ihm nicht gelungen war, Peggy zu retten. Hatte ein Weiterleben noch einen Sinn?
Er war versucht, auf eine Teufelsfratze zu treten, schreckte aber davon zurück, denn letztendlich fehlte ihm der Mut, obwohl er in seinem Innern eine gewisse Lockung verspürte, es zu wagen.
Da war eine fremde Stimme, die ihn ansprach, zu ihm zu kommen. Sie versprach ihm ein anderes Leben auf einer fernen Ebene, nicht mehr als Körper, sondern als Energie und Geist.

Rolly Watson wirkte zwar schwerfällig, er war auch nicht der schnellste Denker, aber er schaffte es, dieser Lockung zu widerstehen. Er ging zum Bürgersteig, wo er dem Sigill dicht vor der Treppe auswich und die Stufen zur Eingangstür überwand.

Er wollte es nicht, aber er schaute trotzdem nach unten, wo der feine Staub lag, der einmal seine Freundin Peggy Brown gewesen war. Daß er diese Reste hier liegen sah, konnte er nicht fassen. Und dann entdeckte er den Abdruck, der Peggy erwischt hatte.

Er befand sich innerhalb des kurzen Flurs. Da hier kein Licht brannte, kam die Spur besonders gut zum Vorschein, und ihr Restlicht geisterte auch über die beiden Wände.

An einer Wand stützte sich der Polizist ab, bevor er behutsam der Spur auswich.

War es die einzige?

Am liebsten wäre er in sein Büro gestürzt. An der Schwelle blieb er aber stehen und warf einen Blick in den Raum. Das Büro war leer.

Das heißt, auf dem Boden sah er keinen neuen Abdruck und auch nicht in den Ecken und unter dem Schreibtisch.

Schwer ließ er sich auf den Stuhl fallen, der unter dem Gewicht des Mannes ächzte. Minutenlang blieb Watson in dieser Haltung sitzen. Über sein Gesicht lief ein Zucken. Er versuchte, seine Gedanken in die Reihe zu bringen, da er praktisch gezwungen war, eine Entscheidung zu treffen. Es mußte einfach etwas passieren. So konnte es nicht weitergehen.

Allein kam er nicht zurecht.

Watson dachte an die beiden Männer aus London. Sie hatten sich verzogen, es kam ihm vor, als wären sie geflüchtet. Und dabei hatten sie getan, als wäre es für sie ein Kinderspiel gewesen, diesen unheimlichen und rätselhaften Fall zu lösen.

Wahrscheinlich befanden sie sich schon meilenweit weg, zusammen mit den Zigeunern, die Watson nach wie vor als Schuldige für alle Vorgänge, die passiert waren, ansah.

Das Telefon lachte ihn zwar nicht gerade an, aber in diesen Augenblicken war es für ihn die einzige Rettung und die Verbindung zur Außenwelt.

Obwohl Devon von den übrigen Teilen des Landes nicht abgeschnitten war, kam sich Rolly vor wie auf einer Insel, denn keiner der Bewohner traute sich, seine Wohnung oder sein Haus zu verlassen. Jeder wartete auf die Abrechnung der Hölle.

Vielleicht hatten die Menschen auch ein schlechtes Gewissen, wegen der über 100 Jahre zurückliegenden Vorgänge, obwohl keiner der Lebenden daran beteiligt gewesen war.

Aber im Unterbewußtsein mußten diese Schuldkomplexe festsitzen, denn auch Watson spürte sie.

Er fühlte sich innerlich ausgelaugt, völlig trocken. Am liebsten hätte er zur Flasche gegriffen und getrunken, aber es befand sich nichts in seiner Nähe, und die Kühltasche wollte er auch nicht holen.

Wen sollte er anrufen?

Es fiel ihm schwer, eine Entscheidung zu treffen, denn er kannte die entsprechenden Stellen nicht, aber nördlich von Devon, nahe der Küste lag Militär.

Eine Kompanie Nahkämpfer, die auch im Falkland-Krieg eingesetzt worden waren. Unter Umständen konnte er sich von diesen Männern Hilfe erhoffen. Wie er sie erreichen sollte, wußte er nicht, aber es gab die Auskunft, die würde ihm weiterhelfen.

Wie eine schwere Last hob er den Hörer ab. Alles hatte sich verändert, sogar ein völlig normaler Telefonhörer. Er schien das Dreifache seines früheren Gewichts zu besitzen.

Officer Watson preßte ihn gegen sein schweißnasses rechtes Ohr.

Die andere Hand näherte sich der Tastatur, aber die Fingerspitzen berührten die einzelnen Kontakte erst gar nicht, weil Watson plötzlich etwas auffiel.

Die Leitung war tot.

Das konnte es doch nicht geben. Mit dem Hörer am Ohr schüttelte er den Kopf, versuchte es trotzdem, tippte die kurze Nummer der Auskunft ein, aber es tat sich nichts.

Die Telefonleitung war und blieb unterbrochen!

Watson wurde fahrig. Er fuhr über seine nassen Wangen, legte den Hörer wieder auf und beugte sich auf seinem Stuhl zur Seite, um den Weg der Anschlußschnur verfolgen zu können.

Sie lief im Verteilerkasten aus. Niemand hatte sie durchtrennt oder unterbrochen.

Also mußte die andere, die höllische Kraft dahinterstecken. Sie allein trug für diesen Defekt die Verantwortung, und der Polizist spürte plötzlich wie es heiß in ihm hochstieg.

Es waren regelrechte Hitzewellen, die durch seinen Körper rollten und auch sein Herz umklammerten. Er war gefangen!

Man hatte ihn und die anderen gefangen, regelrecht von der normalen Außenwelt abgeschnitten. Es war nicht mehr möglich, irgendwo Hilfe zu holen. Und diese Gewißheit peitschte die Angst in ihm hoch. Er wußte nicht mehr, was er noch tun sollte. Vielleicht zu Fuß den Ort verlassen, sich irgendwo verstecken und so lange zu warten, bis alles vorbei war.

Aber mußte er nicht auch den anderen Menschen diese Chance einräumen? Im Prinzip ja, er war der einzige Ordnungshüter in Devon, doch in diesem Fall war sich jeder selbst der nächste.

Wer im Haus oder in der Wohnung bleiben wollte, sollte es auch.

Er würde nicht mehr länger in Devon leben.

Der Polizist stand auf. Das drückende Gefühl blieb. Sein Herzschlag hatte sich noch immer nicht beruhigt, im Gegenteil, das Gefühl der Angst verstärkte sich noch, als würde etwas auf ihn zukommen, daß er nicht mehr aufhalten konnte.

Eine neue Gefahr.

Officer Watson drehte sich auf der Stelle. Sein Blick traf das Fenster. Wenn jemand auf ihn lauerte, dann sicherlich draußen auf der Straße oder dem Gehsteig. Um das erkennen zu können, näherte er sich dem Fenster, das er nicht geschlossen hatte.

Wieder beugte sich Rolly nach draußen – und fuhr im nächsten Augenblick mit einem Schrei auf den Lippen zurück, denn er hatte das Schreckliche genau erkannt.

Über der Straße und fast in Höhe der Hausdächer schwebte der flüsternde Tod!

Nie zuvor und auch nicht auf irgendwelchen Bildern hatte Rolly Watson eine so schaurige Szene gesehen. Wie konnte ein Totenschädel so gewaltige Ausmaße annehmen, daß er fast die Höhe eines normalen Wohnhauses erreichte? Und wie kam es, daß dieser blanke Kopf blutrote Lippen besaß? Was sollte das permanente Grinsen bedeuten? Überlegenheit?

Der Schädel war gekommen und blieb nicht stehen, denn sein Ziel mußte das Ende der Straße sein.

Zahlreiche Häuser hatte er bereits passiert, er war auch gesehen worden, aber niemand stellte sich ihm entgegen. Die heiße Furcht hielt die Menschen in den Wohnungen.

Rolly Watson konnte ihn deutlich sehen. Und er erkannte auch, daß seine äußere Knochenmasse nicht so kompakt war, wie es den Anschein gehabt hatte. In ihrem Innern malte sich das Gesicht eines jungen Mädchens ab.

Zuerst glaubte der Mann an eine Täuschung. Er sah genauer hin, und plötzlich wußte er, wer in dem Schädel steckte. Bei einem Besuch im Zigeunerlager hatte er die Kleine gesehen. Sie war ihm aufgefallen, weil sie so gut aussah. Das mußte das Zigeunermädchen Sarita sein, das von den beiden Brüdern gejagt worden war.

Nach einer Erklärung zu suchen, war für den Beobachter müßig.

Er hätte sie doch nicht gefunden und war nur froh, als der gewaltige, dunkle Knochenschädel auch sein Haus passierte und weiter die Straße hinabschwebte. Er glitt über die Teufelsspuren hinweg, denen er nichts tat. Wahrscheinlich verfolgte er ein anderes Ziel.

Rolly lehnte sich weit aus dem Fenster. Schräg gegenüber hatte jemand die Haustür geöffnet. Es war der alte Walker, und er hielt eine Schrotflinte zwischen seinen Händen, deren Mündung auf die Rückseite des Schädels zeigte.

Wollte er tatsächlich schießen?

Ja, er hob die Flinte an, den Kolben stützte er an seiner rechten Schulter ab, und das relativ große Mündungsloch zielte auf die Rückseite des schwebenden Schädels.

Rolly wollte dem Mann zurufen, daß es keinen Sinn hatte, wenn er schoß, er schaffte es nicht, auch nur ein lautes Wort hervorzubringen, und auf sein Winken achtete der alte Walker nicht.

Dafür drückte er ab.

Das dumpfe Wummern der Schrotflinte hallte über die Straße und erzeugte noch Echos, die zwischen den Häusern wetterten. Sie ließen sogar die Scheiben erzittern. Der Rückstoß warf den alten Walker fast von den Beinen, der genau nachschaute, was seine Garbe angerichtet hatte.

Nichts.

Sie war voll gegen die Rückseite des graublauen Schädels geschlagen, aber sie hatte die Knochenmasse nicht zertrümmert, weil sie eben zu hart und widerstandsfähig war.

Der flüsternde Tod schwebte weiter.

Beobachtet von Watson und dem alten Walker, der es nicht fassen konnte und gegen seine Stirn schlug.

»He, Walker!« Endlich schaffte der Polizist es, über die Straße zu rufen.

Der Alte drehte sich und sah den Officer winken. »Es hat keinen Sinn, so kannst du den Schädel nicht stoppen.«

Walker überlegte einen Moment. »Wieso? Eigentlich ist es dein Job, Rolly. Du bist doch der, der hier angeblich alles im Griff hat. Zeig mal deine Kunst, aber du bist nicht nur fett geworden, sondern auch ein Feigling. Ich habe dich gesehen, wie du auf der Straße knietest. Geheult und geschrien hast du. Wie eine alte Memme. Nein, Rolly, mit dir geht es langsam zu Ende.«

»Und mit dir auch.«

»Das weiß ich, aber ich bin alt. Ich habe mein Leben längst hinter mir. Mich wird der Teufel holen, mich kann er haben, an mir wird er keine Freude haben.« Während seiner Worte hatte sich der Mann in Bewegung gesetzt und ging auf die Straße zu. Er mußte einfach mit jemandem sprechen und sich seine Wut aus dem Leib schreien.

Der Lichtkreis einer Lampe traf ihn und ließ das Gesicht des Mannes gelb aussehen. »Los, Rolly, komm aus deiner verdammten Bude und stell dich! Wir werden gemeinsam gegen den Schädel vorgehen. Zeige den anderen, daß du Mut hast. Vielleicht schaffen wir es gemeinsam. Los, ich helfe dir!«

Rolly Watson überlegte tatsächlich, ob er den Worten des Alten folgen sollte. Aber was hatte es für einen Sinn? Der Schädel war stärker, die verdammten Teufelsspuren ebenfalls. Da konnte man nichts machen, nur darauf hoffen, daß man überlebte.

»Na, bist du zu feige?« Walker war wieder zwei Schritte vorgegangen. Er stand jetzt auf der Straße. Die zweite Mündung der Flinte zielte auf Rollys Haus. Es sah so aus, als wollte der Alte die Ladung gegen das Fenster jagen.

Rolly schaute nach links. Bis zur Straßenkrümmung konnte er sehen. Dort war der Schädel stehengeblieben, als hätte er seinen endgültigen Bestimmungspunkt erreicht.

»Zu feige bist du!« schrie Walker. »Ich habe es wenigstens versucht, aber du…«

»Geh nicht weiter!« rief Watson, als er sah, daß der Mann den nächsten Schritt tat und damit in die unmittelbare Nähe einer der gefährlichen Teufelsspuren geriet.

Er machte es trotzdem.

Und trat in die Spur!

Rolly schaute aus dem Fenster. Der zweite Warnruf war auf seinen Lippen gestorben, er wollte nicht hinschauen, doch irgendeine Kraftzwang ihn dazu.

Walker hatte es voll erwischt.

Noch stand er kerzengerade, aber nur für den berühmten Augenblick, dann sackte er zusammen, und die Moleküle in seinem Körperveränderten sich. Sie wurden zu Staub, der fahnenartig dem Boden zuwehte und sich dort verteilte.

Wie auch bei den anderen Opfern blieb er als eine feine weißgraue Masse liegen.

Watson konnte sich nicht mehr beherrschen. Er wollte es eigentlich nicht, aber es platzte aus ihm heraus. Sein Lachen schallte über die Straße und wurde von abgehackt klingenden Worten unterbrochen, als er schrie: »Verdammt noch mal, du hast es versucht. Du wolltest es. Ich habe dich gewarnt, aber wer nicht hören will, muß fühlen. Alter. Jetzt bist du Staub, verdammter Staub…!«

Wie im Zirkus kam sich Watson vor, aber es war keine Manege, in der Kunststücke aufgeführt wurden, sondern eine verdammte Wirklichkeit, mit der er sich abfinden mußte.

Und so ging er zurück.

Mit langsamen, unsicheren Schritten, bis er den Schreibtisch erreichte und sich wieder auf den Stuhl fallen lassen wollte, doch das schaffte er nicht mehr, weil ihn ein anderes Ereignis überrollte.

Es war die Stimme.

Flüsternd und dennoch laut schallte sie ihm entgegen, brachte eine Botschaft mit, und Rolly drückte beide Hände gegen seine Ohren, ohne allerdings dem Ruf entgehen zu können.

Der flüsternde Tod rief seine Opfer.

Und Officer Rolly Watson gehorchte…

***

Wir waren trotz der guten Vorsätze unterwegs aufgehalten worden, denn die Mitglieder der Zigeunersippe hatten unseren Wagen gesehen und erkannt.

Diesen kurzen Stopp leistete ich mir. So hörten Suko und ich zu, was sie zu berichten hatten. Sie sprachen sehr deutlich über das Schreckliche und bestätigten eigentlich nur die Aussagen des ersten Zeugen. Tassowandte sich an uns.

»Soll ich noch immer mit?«

»Ja.«

»Aber hier sind die Leute, denen ich vielleicht helfen kann.«

»Sie helfen Ihnen in Devon besser«, sagte auch Suko.

»Wie denn?«

»Das werden wir sehen.« Für mich war der Fall damit erledigt.

Ich startete und sah, daß die Zigeuner, die auf der Straße standen, aus dem schneller näherkommenden Schein der beiden Lichter heraushuschten.

Suko saß neben mir und drehte sich um. »Kennen Sie noch eine Abkürzung?«

»Nein, Sie müssen auf der Straße bleiben.«

Das tat ich auch. Die Gegend veränderte sich sehr rasch. Das urwüchsige der Landschaft hörte auf. Wir erreichten kultiviertere Gebiete, sahen Felder, eingezäunte Wiesen und auch Scheunen. Nach einer Kurve bekamen wir freie Sicht und konnten in der Ferne bereits die Lichter von Devon erkennen.

Sie wirkten wie funkelnde Sterne, die den Weg aus dem Himmel zurück auf die Erde gefunden hatten und irgendwo zwischen den beiden Grenzen steckengeblieben waren.

Aus dieser Entfernung betrachtet, ein völlig normaler Ort, aber ich wußte genau, daß dem nicht so war.

In Devon lauerte das Verhängnis.

Weitere Spuren hatten wir bisher nicht entdecken können. Auf dieser Strecke hatte der Teufel wohl nichts zu suchen gehabt.

Zweimal fragte ich unseren Begleiter nach dem flüsternden Tod und den näheren Umständen seiner Erscheinung.

Tasso gab sich stumm.

Zwingen konnten wir ihn nicht. So hoffte ich nur, daß die Ereignisse an sich eine Auflösung des Falls ergeben würden. Die Straße nahm an Breite zu. Der durchgezogene Streifen verschwand, und es konnte auch wieder überholt werden.

Nur gab es außer dem unserigen keinen Wagen, der nach Devon fuhr oder uns aus dem Ort entgegenkam. Jegliches, normales Leben schien eingeschlafen zu sein.

Zwar hatten wir es eilig, dennoch verringerte ich das Tempo, da ich nicht wußte, was mich in Devon erwartete und ich nicht wie ein

Wilder in den Ort hineinbrausen wollte.
Auch ohne ihn direkt erreicht zu haben, sahen wir, daß etwas nicht stimmte. Suko fiel es zuerst auf. »John, das Licht dort ist nicht natürlich. Es schwebt zu dicht über dem Boden.«
Nach wenigen Sekunden befanden wir uns dicht vor dem Eingang der Ortschaft, hatten bereits eine Tankstelle und mehrere Lagerhäuser passiert.
Ich bremste!
Wie ein Diener vor seinem Herrn, so beugte sich der Wagen nach vorn, um sich später wieder aufzurichten. Keiner von uns sprach.
Aus dem Wagen heraus beobachteten wir die Szene, die sich uns bot.
Nicht allein die Teufelsspuren sahen wir, auch der flüsternde Tod hatte sein Ziel inzwischen erreicht.
Wie eine gespenstische Drohung schwebte der blaugraue Schädel in der Dorfmitte über der Straße…

***

Den Weg zur Haustür hatte Rolly Watson wie im Traum hinter sich gebracht. In der Tat befand er sich in einer Art Trance, da sein eigener Wille ausgeschaltet war und er nur noch den fremden, dämonischen Gedanken gehorchte.
So ging er weiter. Stieg die Treppenstufen herab, sah abermals ein Teufels-Sigill vor sich und ging kurzerhand darüber hinweg, denn der andere wollte nicht, daß er auf die Spur trat und zu Asche wurde.
Vor der Tür verhielt er seinen Schritt. Rolly wußte nicht, ob der andere es ihm befohlen hatte, jedenfalls hatte er plötzlich den Wunsch bekommen, sich im Dorf umzuschauen.
Sein Blick fiel auf die Straße.
Er konnte es kaum fassen, weil sich innerhalb so kurzer Zeit einiges verändert hatte.
Devon, das sonst wie tot wirkende Dorf, hatte sich auf eine gespenstische Art und Weise belebt.
Die Türen der Häuser waren geöffnet worden, überall traten Menschen hervor, und einige von ihnen kletterten sogar aus den Fenstern. Es waren Frauen ebenso dabei wie Kinder. Letztere schon in Schlafanzügen oder Nachthemden. Die Kleinen hielten sich an den Händen ihrer Eltern fest.
Und nichts war zu hören. Keiner sprach, niemand lachte oder weinte. Nur die Schritte der Menschen klangen so gleichförmig und roboterhaft durch die Stille.
Ein jeder stand unter dem Bann des gewaltigen Schädels, der zwar noch immer über die Straße schwebte und wie eine dämonische Mauer alles blockierte, sich aber jetzt um seine eigene Achse drehte, damit jeder einmal in die leeren Augenhöhlen und vor allen Dingen

auf die breiten, blutroten Lippen schauen konnte.

Sie waren in die Breite gezogen, spannten sich wie zwei dunkelrot angestrichene Gummischläuche von einem Mundwinkel zum anderen und bewegten sich zitternd, ohne aber laute Worte auszusprechen.

Der Schädel war das Ziel.

Ein jeder, der ihn sah oder seine flüsternde Stimme innerhalb seines Kopfes als gefährliches und lockendes Raunen vernahm, hatte sich auf den Weg gemacht.

Nur die Menschen, die an der Hauptstraße wohnten, hatte es bishererwischt, und auch Rolly Watson wurde von den Leuten überholt, die ihre Häuser rechts von dem seinen besaßen.

Sie gingen vorbei.

Er kannte sie alle.

Da war der Fleischer, die kleine Verkäuferin aus dem Wolladen, die Familie mit den drei Kindern, die aus der Großstadt geflüchtet war, dann der Großbauer mit seiner Frau und der Gehilfe des Bürgermeisters. Sie gingen vorbei mit Gesichtern, die eine steinerne Starrheit zeigten.

Für Rolly hatten sie keinen Blick. Allein der mächtige Schädel zählte, denn der flüsternde Tod hielt sie alle in seinem Bann.

Er befahl, sie gehorchten…

Und niemand von ihnen trat in eine der Teufelsspuren, obwohl diese so zahlreich vorhanden waren. Mit schlangengleichen Bewegungen umgingen sie die gefährlichen Stellen, um anschließend freie Bahn zu haben.

Der Ruf lockte auch Rolly Watson.

Eine Frau ließ er noch vorbei, dann ging auch er. Und er wunderte sich nicht über seine Bewegungen, denn sie glichen denen der anderen aufs Haar. Selbst in der Schrittfolge paßte er sich seinen Vorgängern an, um das Ziel zu erreichen.

Schon bald verließ er den Gehsteig. Auf der Straße mußte er sofort einer Teufelsspur ausweichen. Das Gesicht darin verzog sich zur Grimasse, sah noch schauriger aus, aber es tat ihm nichts mehr.

Die Kraft des flüsternden Tods war stärker.

Und so schritten die Menschen ihm entgegen. Marionettenhaft wirkten ihre Bewegungen, aber – je näher sie kamen –, um so schneller gingen sie.

Jeder hatte es eilig, als könnte er nicht erwarten, schnell genug in den Tod zu kommen.

Auch Rolly Watson beeilte sich. Seine Beine bewegten sich von allein. Irgend jemand, den er nicht kannte, mußte ihm Schwung gegeben haben, und seine Arme bewegten sich wie Pendel zu beiden Seiten des Körpers.

Der Schädel lockte, der Schädel rief.

Schräg hatte er sich aufgebaut. In den gewaltigen Augenhöhlen gähnte die Leere, nur die Lippen, das Außergewöhnliche an diesem häßlichen Kopf, bewegten sich.

So lange, bis alle ihn erreicht hatten.

Und sie bildeten einen Kreis. Niemand schob, keiner drängelte sich vor, jeder stellte sich an einen bestimmten Fleck auf, wobei die Familien zusammenblieben. Allmählich breitete sich die Stille über dem Ort aus.

Auch Rolly Watson stand wie festgewachsen und hatte den Kopf in den Nacken gelegt, denn er wollte ebenfalls so viel wie möglich von dem flüsternden Tod erkennen.

Schräg blickte er gegen die dicken, blutroten Lippen, die fast die gesamte Breite des unteren Schädelteils durchzogen.

Die Menschen warteten darauf, daß ihnen der Schädel etwas mitzuteilen hatte. Er konnte nicht allein gedanklich sprechen, das fühlte jeder und wurde unangenehm von diesem Anblick berührt.

Der Schädel sorgte dafür, daß sich bei den Bewohnern von Devon das schlechte Gewissen regte.

Da war ein für sie nicht faßbarer Druck, der auf ihnen lastete. Man forschte nach, ob man sich etwas hatte zuschulden kommen lassen und startete so etwas wie eine Gewissensprüfung.

Der Schädel wartete.

Er hatte Zeit, vielleicht die der Ewigkeit. Jede Sekunde arbeitete für ihn und verstärkte den Druck der Menschen.

Noch blieb der gewaltige dunkle Knochenkopf ruhig, aber in seinem Innern, hinter der manchmal schichtartigen und porös wirkenden Haut tat sich trotzdem etwas.

Da lief einiges zusammen.

Aus mehreren Teilen entstand ein Gebilde, das die meisten Zuschauer als Gesicht erkannten.

Ein Mädchengesicht.

Das der Zigeunerin Sarita!

Und plötzlich zuckten einige unter ihnen zusammen. Sie waren als Zeugen vor der Drogerie dabeigewesen, als das Mädchen von den Einwohnern des Ortes auf menschenunwürdige Art und Weise behandelt worden war und man sogar die Liston-Brüder auf Sarita gehetzt hatte.

Obwohl niemand wußte, was tatsächlich geschehen war, glaubten viele, daß Sarita letztendlich gesiegt hatte.

Auch noch im Tod…

Ihr Gesicht leuchtete wie eine fahle Projektion innerhalb der dunklen Knochenfratze. Augen, Nase und Mund waren deutlich zu erkennen. Nichts hatte sich verändert. Sie sah so aus, wie sie auch als lebendiges Wesen gewirkt hatte.

Dennoch war sie ein Geist…
Bleich, lauernd, wie aus einer anderen Welt kommend stand das Gesicht da und beobachtete stumm. Kein Ausdruck war in den Pupillen zu erkennen, aber die roten Lippen des Schädels bewegten sich.
Sein böses, unheimliches Flüstern begann.
Raunende, dennoch gut zu verstehende Worte drangen aus dem Mund, so daß die Menschen eine Gänsehaut bekamen, aber trotzdem gezwungen waren, zuzuhören.
Und der Schädel – es war kaum zu fassen –, sprach mit der Stimme des Mädchens Sarita.
Jeder fühlte sich angesprochen, obwohl sie sich eigentlich nur an einen Menschen wandte.
Es war Rolly Watson.
Ihn nahm sich der flüsternde Tod besonders vor!

***

Ich hatte einen Bogen geschlagen, entdeckte das fahle Glänzen im letzten Augenblick und wäre fast gegen den Stacheldraht gelaufen, der ein gewisses Gelände einfriedete.
So blieb ich zunächst einmal stehen.
Die letzten Sekunden hatten mich Luft und Schweiß gekostet, weil ich mich ziemlich schnell bewegen mußte. Der Wagen stand in sicherer Deckung. Suko, Tasso und ich hatten ihn verlassen und uns getrennt. An einem bestimmten Punkt wollten wir uns treffen.
Das war die Kirche.
Ich suchte den Turm, drehte mich um und sah den langen, oben spitz zulaufenden Schattenfinger in den Himmel ragen. Weit hatte ich nicht mehr zu laufen. Zudem gab es in Devon kaum große Entfernungen zu überbrücken.
Irgend jemand hatte nur seinen Garten mit Stacheldraht umfriedet. An der Rückseite ging ich entlang, erreichte bald darauf die Einmündung einer Gasse und sah die erste Spur.
Nicht auf dem Boden zeichnete sie sich ab, sondern an der Hauswand. Ich hätte sie noch mit der Hand erreichen können.
Das tat ich auch.
Gleichzeitig drückte ich mein Kreuz hinein und löschte sie auf diese Art und Weise.
Wieder ein Abdruck weniger.
Zur Kirche führten mehrere Wege. Sie lag ziemlich zentral, so daß ich von ihr aus auch den schwebenden Schädel über der breitesten Straße erkennen konnte.
Noch etwas war mir aufgefallen.
Devon wirkte zwar wie eine kleine Geisterstadt, trotzdem waren

Geräusche zu vernehmen gewesen. Ein durch Hauswände gedämpft klingendes, fernes Tappen und Schleifen von Schritten, als hätten sich zahlreiche Menschen auf den Weg zu einem bestimmten Ziel gemacht.

Dieser Vermutung wollte ich später nachgehen. Zunächst einmal interessierte mich die Kirche.

Wir hatten uns den Vorplatz aus einem bestimmten Grund ausgesucht. Es war Suko aufgefallen, daß die zahlreichen Teufelsspuren trotz des anfänglich so anmutenden Durcheinanders doch eine bestimmte Symbolik aufwiesen, das heißt, eine Reihe bildeten, die auch ein bestimmtes Ziel besaß.

Das war die Kirche!

Ein Grund war ebenfalls vorstellbar, denn vor 150 Jahren hatte der Schrecken ebenfalls an einer Kirche begonnen.

Sollte sich das wiederholen?

Noch wußte ich nicht, ob es Übereinstimmungen zwischen demflüsternden Tod und dem Auftreten des Teufels gab, doch ich war fest entschlossen, es herauszufinden und glaubte auch daran, es schaffen zu können.

Je mehr ich mich meinem Ziel näherte, um so konzentrierter wurden die Spuren. Die einzelnen Hufeisen mit den Teufelsfratzen in ihrer Mitte rückten immer näher zusammen, so daß es mir vorkam, als hätte Asmodis hier sehr kleine Schritte gemacht.

Ich erreichte eine mit Kopfsteinen gepflasterte Gasse, folgte der unheimlich leuchtenden Spur, die auch gelbe Ränder gegen die Wände der die Gasse eingrenzenden Häuser warf und erreichte am Ende des schmalen Zugangs endlich den ebenfalls gepflasterten Vorplatz der Kirche mit einer kleinen Insel aus Muttererde in der Mitte, wo eine hohe Eiche hervorwuchs, die ihre Äste wie schützend über eine den Stamm umrundende Sitzbank gelegt hatte. Die Spuren teilten sich vor dem Baum und liefen aus zwei verschiedenen Richtungen der Kirche entgegen.

Auf der Bank saß jemand.

Zunächst hatte ich ihn nicht erkennen können. Erst als ich näherkam, sah ich, wer dort auf mich wartete und sich erhob.

Es war Suko.

Überrascht blieb ich stehen. Mein Partner hielt seine Beretta in der Hand, er schwitzte stark, ich sah sofort, daß mit ihm etwas nicht stimmte und fragte nach dem Grund.

»John, ich habe es geschafft!« Er quälte sich den Satz mühsam über die Lippen.

»Was ist los, verdammt?«

Suko drehte den Kopf zur Seite. »Fast hätte Asmodis es geschafft!« keuchte er.

»Wie, was?«

Er hob den rechten Arm. Die Beretta zielte jetzt auf den Stamm.
»Ich sollte mich erschießen.«
»Du?«
»Ja, die Spuren…«
Ich erinnerte mich an die Szene im Keller, als Suko auf das Locken des Sigills reingefallen war. Diesmal hatte er es selbst geschafft, dagegen anzukämpfen, aber war ihm das auch weiterhin möglich?
Besorgt betrachtete ich ihn. Schweiß glänzte auf seiner Stirn. Noch immer focht er einen innerlichen Kampf aus.
»Geh lieber!«
»Wohin?«
»Du mußt dich irgendwo in Sicherheit bringen. Wenn ich Tasso…«
Sukos Lachen unterbrach mich. »Den wirst du hier nicht finden, John.«
»Wie das?«
»Er hat sich von mir getrennt. Das wollte ich dir noch sagen. Er ist dorthin gelaufen, wo sich auch der flüsternde Tod befindet. Er mußte es tun, er wollte ihn stoppen. Sarita ist…« Suko schwieg erschöpft.
»Er ist allein gegangen?«
»Natürlich.«
»Dann lauf zu ihm.«
»Und du?«
»Ich komme natürlich auch, will mich nur hier umsehen, denn Asmodis muß einen Grund gehabt haben, wenn er sich die Kirche hier aussucht. Wahrscheinlich will er alles wiederholen.«
»Ich werde gehen«, sagte mein Freund und wandte sich ab.
Ich schaute ihm nach. Konnte ich ihn allein lassen. Er war nicht mehr der alte, irgend jemand versuchte, ihn zu kontrollieren, wobei ich mich fragte, welcher Kraft ich dies zuschreiben sollte.
Dem Teufel oder dem flüsternden Tod.
Nach wenigen Schritten schon blieb er stehen, beugte den Rücken durch und drehte den Kopf. Über die Schulter hinweg sprach er mich an. »John, er ruft mich.«
Ich war schnell bei ihm. »Wer?«
»Der flüsternde Tod!«
Jetzt hatten wir das Dilemma. Plötzlich überschnitten sich zwei Magien, wobei wir nicht wußten, was die eine mit der anderen zu tun hatte. Wie sollte ich mich entscheiden.
Für Asmodis oder den flüsternden Tod?
Auch Suko bemerkte trotz des Drucks, unter dem er stand, meine innerliche Zerrissenheit. »Wir sind keine kleinen Kinder mehr, John. Jeder von uns kann sich wehren und sollte seinen eigenen Weg gehen. Hier gibt es zwei Magien, nimm du dir die eine vor, während ich mich um die andere kümmere. Wenn mich der flüsternde Tod ruft, komme

ich zu ihm.«

Sehr wohl war mir bei dieser Entscheidung nicht. Zudem kam ich nicht dazu, mich irgendwie anders zu orientieren, denn ich hörte einen gellenden Schrei.

Das Echo schallte über den Kirchenvorplatz. Ich blieb auf der Stelle stehen und duckte mich zusammen, als hätte ich selbst einen Hieb in den Nacken bekommen.

Suko stieß mich an. »Geh jetzt, John! Ich erledige das andere schon. Beeil dich!«

Diesmal legte ich keinen Widerspruch ein. Der Schrei klang abermals auf. Er war aber nicht in der nahe stehenden Kirche entstanden, sondern in einem Ort neben dem Bauwerk, einem kleinen Haus, in dem sicherlich der Pfarrer wohnte.

Da lief ich hin. Ich folgte dabei der Spur des Teufels und mußte auch an die Geschichten denken, die man mir erzählt hatte und die vor 150 Jahren wahr geworden waren.

Das Haus war schmal. Ein schmaler Weg bildete die Grenze zwischen ihm und der Kirche. Als ich über ihn rannte, wurde ich von den Schreien begleitet. Derjenige, der seiner Angst freien Lauf ließ, mußte ungemein unter Druck stehen.

Das Pfarrhaus besaß eine schmale Eingangstür, die im Schatten eines Vordachs lag, das von wilden Weinpflanzen umrankt war Die Blätter streiften mein Gesicht.

Auch die Spur sah ich wieder. Ein letzter Abdruck befand sich kurz vor der Tür. Mit einem großen Schritt stieg ich über ihn hinweg und sah, daß die Tür nicht geschlossen war.

Deshalb hatte ich die Hilferufe der bedrängten Person so deutlich hören können.

Licht füllte den kleinen Flur aus. Ich hatte inzwischen meine Waffe gezogen, mich an die Wand gepreßt und schaute nach vorn.

Die Spur des Teufels wies mir den Weg.

Sie führte weiter und knickte nach links ab, wo sich eine Zimmertür befand.

Dahinter erklang das Schreien.

Mein wuchtiger Fußtritt rammte die Tür auf. Sie knallte mit ihrer Klinke gegen die Wand, kam mir wieder entgegen, und ich stoppte sie ab.

Der Teufel war da!

Diesmal nicht als Spur. Er zeigte sich in seiner gesamten, schrecklichen Gestalt.

Aber ich sah noch mehr.

Ein mir unbekannter Mann im dunklen Cordanzug lag schräg auf einer Couch, hielt ein großes Holzkreuz umfaßt, aus dem hellrotes Feuer wie eine fauchende Lohe sprühte und dabei war, ihn zu

verbrennen…

***

Suko hörte die Lockung!

Er ging weiter und stellte fest, daß sich die Stimmen verstärkt hatten.

Seine Bewegungen hatten sich stark verändert. Sie wirkten längst nicht mehr glatt und sicher, sondern unkontrollierter, als hätte ein anderer die Kontrolle über ihn bekommen.

So war es auch fast.

Die fremde Kraft versuchte, den Inspektor nicht nur an ein bestimmtes Ziel zu locken, sie war auch dabei, sein eigenes Ich auszuschalten. Aber Suko gehörte zu den Menschen, die einen ungemein starken Willen besaßen, und er kämpfte mit aller ihm zur Verfügung stehender Kraft gegen diese Lockung an.

Als jungem Menschen schon war ihm diese Kraft eingegeben worden. Eine harte Lehre und Schulung lag hinter ihm, deshalb konnte er auch seine eigenen Kräfte konzentrieren und verfiel dem anderen nicht völlig.

Nur wollte er nicht zurück, und so schritt er weiter durch schmale Gassen, streifte wegen seines schwankenden Gangs abgestellte Autos und sah, wenn er beleuchtete Scheiben passierte, hinter den Fenstern oft die starren Gesichter der Bewohner, die keinen Ruf empfangen hatten und allein mit ihrer Angst leben mußten.

Einen Vorteil besaß der Inspektor. Die Spur des Teufels war verschwunden. Kein Sigill zeichnete den Boden, er sah dunkel und völlig normal aus, so daß der Chinese ohne Risiko weitergehen konnte.

Die Hauptstraße war schnell erreicht. An einer Einmündung blieb Suko stehen. Er hielt sich mit der linken Hand an einem Laternenpfahl fest. Das blaublasse Licht fiel auf seine Gestalt wie ein leichter, durchlässiger Mantel und ließ sein Gesicht so aussehen, als wäre er eine lebende Leiche. Der Ruf erreichte ihn von links. Dort konzentrierte sich die Lockung, so daß Suko nichts anderes übrigblieb, als dorthin zu schreiten, denn auf der Straße sah er auch die Menschen.

Und den Schädel.

Er schwebte über den Versammelten, die einen Kreis um ihn gebildet hatten. Eine blaugraue, unheimliche Drohung, mit leeren Augenhöhlen, aber blutigen Lippen, aus denen das leise, böse, gefährliche Flüstern floß, das auch Suko vernahm.

Worte konnte er nicht richtig trennen. Er hörte mehr gemurmelte oder genuschelte Sätze, und er kannte die um den Schädel versammelten Menschen bis auf eine Person nicht.

Die fiel wegen ihres Körperumfanges auf. Suko hatte schon mit

Officer Rolly Watson gesprochen, der sich am Rand der Menschenversammlung aufhielt und ebenso wie die anderen in die Höhe starrte.

Auch Suko ging.

Diesmal sogar schneller. Wiederum hatte er das Glück, keinen Teufelsspuren ausweichen zu müssen, da sich diese nicht bis zum Ende des Dorfes hinzogen und dort aufhörten, wo der in der Luft schwebende Schädel die Grenze bildete.

Seine Ankunft wurde zwar bemerkt, aber nicht richtigwahrgenommen. Den anderen Menschen war Suko gleichgültig.

Neben Watson stellte er sich auf.

Der Polizist bemerkte es, weil Suko ihn anstieß. Aus diesem Grunde drehte auch er seinen Kopf und streifte den Chinesen mit einem länger andauernden Blick. Auch Suko wich ihm nicht aus, und er sah in den Augen des Polizisten für einen Moment einen anderen Ausdruck. Rolly Watson erinnerte sich langsam. Er drehte sich um und schaute, wie die anderen Anwesenden, zum Schädel!

Der Kopf hatte sich ein wenig bewegt, so war es Suko gelungen, auch das zu erkennen, was wie ein geisterhaftes Bild hinter der grauen Haut des Schädels stand.

Das Gesicht eines Mädchens.

Ein hübsches Gesicht. Trotz seines esotherischen Aussehens war zu erkennen, daß die Person einer anderen Rasse angehören mußte, und Suko brauchte nicht lange nachzudenken, um die Lösung zu erraten.

Das mußte Sarita sein.

Oder ihr Geist…

Wie sie in den Schädel gekommen war, darüber konnte Suko nur spekulieren. Auch wenn er es versucht hätte, es wäre ihm wohl nicht gelungen, weil die anderen Vorgänge stärker waren und ihn in seinen Bann zogen.

Der flüsternde Tod begann zu reden.

War es tatsächlich der Schädel oder das Mädchen. So genau konnte das niemand herausfinden, aber die breiten schlauchdicken und übergroßen Lippen bewegten sich zitternd.

Deutliche Worte schwebten den Zuhörern entgegen. Der Schädel begann, von einer furchtbaren Rache zu sprechen, die alle treffen sollte, die sich versammelt hatten.

Vor allen Dingen aber eine Person.

Officer Rolly Watson!

***

Ich schoß auf den Teufel. Zwei geweihte Silberkugeln hieben in seinen schwarzen Körper, den ich überhaupt nicht hatte verfehlen können.

Und der Teufel?

Er lachte. Laut, brüllend, widerlich, während meine sich fast überschlagende Stimme in dieses Lachen hineinschallte und ich ihm befahl, das Feuer sofort zu stoppen.

»Nein!« schrie er, »ich stoppe es nicht. Noch ist er nicht verbrannt, dieser komische Clown. Noch lasse ich ihn leiden, aber ich kann durch die Kraft des Feuers dafür sorgen, daß er zu Asche zerfällt. Und wie das ist, hast du ja gesehen.«

Was sollte ich tun?

Ihn direkt mit dem Kreuz angreifen? Ich wußte, daß sich Asmodis davor fürchtete, denn mein geweihter Talisman hatte ihm schon des öfteren Niederlagen beigebracht.

Aber er würde trotzdem seinen Plänen nachkommen und den Mann töten. So blieb es erst einmal unentschieden, und Asmodis ließ mir auch die Zeit für diese Entscheidung.

Ich schaute ihn dabei an.

Er trug einen weiten, schwarzen Umhang, von dem er sich nur selten trennte. Der häßliche behaarte Körper steckte in einem dunkelroten Trikot, das auch den Kopf umschloß und nur sein Gesicht freiließ, dieses widerliche Dreieck mit dem spitzen Kinn, dem breiten Maul, in dessen Innern Zähne wie Stahlstäbe schimmerten, und darüber die flache Oberlippe mit der schmalen, dennoch pferdeartigen Nase und auch den bösen grausamen Augen unter der hohen Stirn.

Der Teufel konnte alle Gestalten annehmen, die er wollte, aber so zeigte er sich am liebsten. Und wer seinem Blick begegnete, entdeckte in ihm das Grauen der Hölle.

Ich hielt ihm stand, denn ich hatte das Kreuz, und ich fragte ihn, was er hier wollte.

»Eine alte Rache vollenden!«

»Wieso?«

Asmodis überlegte, ob er antworten sollte. Ich aber dachte an den Pfarrer, der Qualen litt, die ich nicht unnötig verlängern wollte.

»Spuck es schon aus!« fuhr ich den Höllenherrscher an.

»Was meinst du?«

»Wie war das vor 150 Jahren? Was ist da genau geschehen?«

Asmodis lachte. »Ja, damit fing alles an. Es waren Zigeuner, die man immer vertrieb. Sie wurden gejagt, verfolgt, manchmal auch getötet. Die Menschen waren damals ebenso wie heute. Es hat sich nichts geändert, zum Glück nicht.«

»Weiter.«

»Eines Tages waren die Zigeuner es leid. Sie dachten daran, daß auch sie etwas konnten, und sie überlegten, ob sie nicht einfach zurückschlagen sollten. In alten Schriften stand zu lesen, daß man sich mit dem Teufel zusammentun mußte, wenn man etwas erreichen

wollte. Und das machten sie. Man beschwor mich, aber ich tue nichts umsonst, und so opferten sie mir einen aus ihrer Mitte.«

»Das Mädchen?« fragte ich.

»Ja, das Mädchen Sarita. Und jedes Kind, das den Namen Sarita erhielt, sollte auch mir gehören, denn es bekam nach der Geburt die Teufelsweihe. Sarita gehörte also mir. Dann kam der Winter. Ich habe viele Diener und kann nicht auf jeden achten. Wieder erreichten die Zigeuner eine Stadt, um ihr Lager aufzuschlagen. Man jagte sie weg, sie flohen, aber Sarita vergaßen sie in der Hast. Das Mädchen blieb zurück und erfror. Man fand sie, die Tote wurde dem Pfarrer gebracht, und er wollte sie christlich beerdigen, denn er ahnte ja nichts. Da griff ich ein. Meine Kräfte übertrug ich auf die Leiche. Sie rächte sich furchtbar. Die unmittelbar Beteiligten wurden zu Staub, und ich zeigte mich ebenfalls durch meine Spuren, die sich auf dem Boden abzeichneten. Ihr kennt sie selbst.«

»Das ist Vergangenheit«, sagte ich. »Weshalb läßt du heute die Menschen nicht in Ruhe?«

»Ganz einfach, Sinclair. Wieder ist ein Mädchen geboren, das Sarita heißt. Und wieder ist es mir geweiht worden, so wie es das alte Versprechen beinhaltete. Und wieder waren es Menschen, die es aus dem Ort jagten. Vielleicht haben sie sogar instinktiv gespürt, genau das Richtige zu tun, denn diese Sarita gehörte ja auch mir, aber ich konnte das einfach nicht zulassen. Ich wollte nicht, daß man so gegen mich arbeitete. Ihr müßt das verstehen. Ich kann nicht zulassen, daß Menschen annehmen, sie könnten mich…«

»Schon gut«, sagte ich. »Du hast die Spur also gelegt, und was ist mit Sarita geschehen? Wie kam sie in den Schädel, den man auch den flüsternden Tod nennt?«

»Damit habe ich nichts zu tun!«

Ich glaubte ihm. »Wer dann?«

»Die Sippe selbst. Sie hat bei ihrer ersten Beschwörung einen magischen Katalysator benutzt, eben diesen alten Schädel. Sie fanden ihn in einem versteckten Tal, er hat einem Magier gehört, und nur über ihn konnten sie Kontakt mit mir aufnehmen. Das ist des Rätsels Lösung.«

»Der Schädel erwachte also?«

»Genau, Sinclair. Und er wird so lange existent sein, wie es auch die Asche der Sarita gibt.«

»Des alten Mädchens?«

»Sehr richtig.«

Allmählich wurde ich schlauer. Beide Fälle gehörten dennoch zusammen, obwohl Asmodis es abwehrte. Und meine Angst wuchs, denn ich sah ein, daß die Menschen aus Devon von einer zweifachen magischen Rache getroffen werden sollten.

»Jetzt begreifst du, nicht?« Die Stimme meines Widersachers klang höhnisch und triumphierend zugleich.

»In der Tat«, gab ich zu. »Aber ich frage mich, weshalb die Menschen sterben sollen…«

»Nicht alle!«

»Wieso?«

»Nur diejenigen Personen, die als Zeugen dabei waren, als die neue Sarita aus dem Dorf geworfen wurde. Es waren zwei junge Männer, die sie verbrannten und die in meinen Diensten standen. Ich mißbrauchte sie als Helfer, um die Vorgänge zu forcieren. Es war wunderbar, sie wurden Wachs in meinen Händen und taten genau das, was ich wollte. Als Sarita starb, erwachte der flüsternde Tod. Nun ist er gekommen und wird Rache nehmen, der ich zusehen kann. Geisterjäger.«

»Noch eine Frage habe ich.«

»Bitte!«

»Was hat der Pfarrer dir getan?«

»Er muß vernichtet werden. Wie sein Kollege vor 150 Jahren, und ich werde auch dafür sorgen, daß die Kirche zerstört wird.«

Eine wahrlich höllische Logik. Der flüsternde Tod und der Teufel ergänzten sich fantastisch, und die Sippe um Tasso hatte nicht geahnt, welch ein Kuckucksei in ihrem Nest lag. Sie hatten eine Schlange an ihrem Busen genährt – oder wußten sie es doch?

Ich dachte an Tassos Reaktionen, wenn ich ihn nach dem flüsternden Tod gefragt hatte. Da war er stets verhalten gewesen, er hatte nichts sagen wollen, und wahrscheinlich wußte er mehr.

Viel mehr…

Gern hätte ich ihn bei mir gehabt. Nun ja, wir hatten uns freiwillig getrennt, es brachte nichts, wenn ich dem nachtrauerte, das nicht existent war.

Erst mußte ich dieses Problem hier lösen.

Und das tat ich.

Mit einem gewaltigen Satz und ohne zuvor eine Reaktion gezeigt zu haben, sprang ich auf den Pfarrer zu, direkt gegen das flammende Kreuz…

***

Tasso wußte genau, daß er nicht alles richtig gemacht hatte, aber es gab kein Zurück.

Wenn er und die anderen in diesem teuflischen Fall Erfolge erringen wollten, mußte jeder von ihnen über den eigenen Schatten springen und dem Risiko voll ins Auge sehen.

Die Trennung trug dazu bei.

Und der Schädel rief.

Besonders Tasso vernahm sein Flüstern. Es waren Laute, die nur er hörte, im Innern seines Kopfes pulsten sie auf, und er konnte sogar die Stimme verstehen.

Sie gehörte Sarita!

Tasso hatte es zuerst nicht glauben wollen, obwohl er den Fluch genau kannte, aber es war schwer, sich vorzustellen, daß er auch in Erfüllung gehen konnte.

Ja, sehr schwer.

Zu lange lag es zurück. 150 Jahre. Damals hatte das Mädchen auch Sarita geheißen, und es war erfroren, um anschließend zu Asche zu verfallen, die die Sippe wie eine Reliquie gehütet hatte.

Sie war jeweils dem Anführer von seinem Vorgänger übergeben worden, der die Asche hütete wie seine eigenen Augäpfel.

So auch Tasso…

Das gedankliche Flüstern erfüllte seinen Kopf. Jedes Wort glich einem Trommelschlag, aus dem Triumph sprach, und Tasso verzog sein Gesicht zu einer Grimasse.

Er kam sich gebraucht und mißbraucht vor. Er war nicht mehr er selbst, der Schädel hatte das Kommando übernommen, eine uralte Rache mußte somit erfüllt werden.

In Devon war er bisher nur zweimal auf Stippvisite gewesen, trotzdem kannte er sich aus, und das Ziel war zudem nicht zu verfehlen.

So schlich er weiter und geriet auch dorthin, wo die ersten Teufelsspuren leuchteten.

Abdrücke im dunklen Boden. Blutrot schimmerte das Hufeisen, knallgelb die Teufelsfratze in dessen Innern. Ein Bild, das Angst einflößte, das lockte, aber längst nicht so stark war wie der Ruf des flüsternden Tods.

Er beherrschte die Stadt!

Durch die Vernichtung des Mädchens Sarita hatte er fröhliche Urstand feiern können und Sarita mit in seine Magie hineingezogen.

Tasso war fest davon überzeugt, daß er alles irgendwie als Schicksal bezeichnen konnte. Auch die Geburt und die Veränderung des Mädchens Sarita. Er erinnerte sich genau an den Tag.

Es war Abend gewesen, ein Gewitter hatte getobt, als wollte der Donner eine Geburt verhindern. Schon damals hatten einige der Alten vor Sarita gewarnt und auch davor, ihr den fluchbeladenen Namen zu geben. Doch die Mutter hatte es so gewollt, sie war respektiert worden, bevor sie starb. Es war so gelaufen, wie die andere Kraft es sich vorgestellt hatte. Das menschliche Leben wurde auf die Schiene schwarzmagischer Mächte gelenkt und wartete nun auf seine Erfüllung, die dicht bevorstand.

Tasso nahm nicht die Hauptstraße. Er ging parallel dazu. Es war eine

Dorfgasse, die, bevor sie eine Linkskurve beschrieb, einen Weg als Ableger auf die Hauptstraße schickte.

Der Zigeuner tauchte in die Düsternis. Er wich einem mit der Deichsel hochkant gestellten Leiterwagen aus, schlich an düsteren Fenstern vorbei, hörte aus einer Nische das Miauen einer Katze, aber einen Menschen sah er nicht.

Dafür leuchtete an einer Querwand ein flammender Teufelsabdruck. Ein Zeichen, daß der Satan auch dort in die Höhe geklettert war.

Tasso ging langsam. Äußerlich zeigte er eine gewisse Ruhe, aber innerlich war er nervös.

Manchmal mußte er sich über die Augen wischen, weil Schattenbilder erschienen waren, die er durch seine beeinflußten Gedanken produzierte.

Er konnte auch die Angst vor dem Kommenden als Erklärung einsetzen. Als er die Einmündung der Gasse in die Hauptstraße erreichte, blieb er dicht an der Hauswand stehen und schaute sich zunächst einmal vorsichtig um. Ein Blick auf die Straße bewies ihm, daß es dort nicht anders aussah als überall im Dorf.

Auch auf der Straße und den Gehsteigen leuchteten die Teufelsspuren, die vom Besuch des Leibhaftigen erzählten.

Tasso schob sich vor.

Rechts von ihm standen die Menschen. Und über ihnen schwebte der gefährliche Schädel mit seinen lackroten Lippen, die leicht geöffnet und in die Breite gezogen waren.

Etwas ungemein Drohendes strömte er ab. Eine furchtbare Magie, gleichzeitig ein schreckliches Wissen um Dinge, die nur ihm selbst bekannt waren.

Der Schädel sprach und richtete.

Seine Worte waren nicht allein im Kopf des Zigeuners zu hören, auch die Menschen vernahmen sie als laut gesprochene Worte, denn jeder sollte erfahren, was sie erwartete.

Tasso wäre am liebsten auf seinem Beobachtungsposten stehengeblieben, aber er faßte sich ein Herz und ging dorthin, wo der Schädel über den versammelten Menschen stand und zu ihnen sprach.

Auf den Zigeuner achtete niemand. Jeder schaute den blaugrauen Totenkopf an, hinter dessen dunklem Gebein das Gesicht der Zigeunerin Sarita deutlich zu erkennen war.

Der Leibhaftige selbst hatte seine Zickzackspur auf dem Boden hinterlassen. Er war gekommen und dabei gegangen wie ein Betrunkener, so daß die Abdrücke immer versetzt auftraten.

Um sie kümmerte sich keiner mehr, ihre Magie war zwar nach wie vor vorhanden, aber sie wurde durch eine andere überlagert.

Er ging auf den Schädel zu.

Manchmal hatte der Mann mit den grauen, lockigen Haaren das

Gefühl, eine Brille zu benötigen, weil vor seinen Augen die Szeneverschwamm, dann sah er sie wieder klar und überdeutlich.

Die Dorfbewohner waren ihm nicht einmal vom Ansehen bekannt. Männer, Frauen, auch einige Kinder hatten sich versammelt.

Besonders die jüngeren Personen unter ihnen trugen schon die Nachtkleidung.

Auf den Gesichtern lag eine gespannte Erwartung, in den Augen schimmerte die Furcht. Zwei Gefühle einer breiten Skala, die diese Menschen beherrschten.

Um Tasso kümmerte sich niemand. Er konnte unbeobachtet weitergehen, und plötzlich runzelte er die Stirn, weil er jemand erkannt hatte, der unter den Zuschauern stand.

Es war der Chinese.

Tasso wunderte sich nicht. So hatten sie es eigentlich abgesprochen. John Sinclair konnte er nirgendwo entdecken. Er war ziemlich groß und hätte auch die meisten überragt.

Dafür sah er noch einen Bekannten.

Nicht allein wegen seiner Uniform fiel Rolly Watson auf, auch wegen seines Körperumfanges. Dieser Polizist wirkte wie ein Faß auf zwei Beinen, und er wurde von dem Schädel – oder war es Sarita? angesprochen.

Das wiederum wunderte Tasso. Er tat auch nichts, um zu widersprechen und zog sich in die Deckung einer Hauswand zurück.

Rolly Watson hörte das dumpfe Flüstern, und dieser eine Satz hallte noch in seinem Kopf nach.

»Endlich habe ich dich, Polizist!«

Alle hatten sie den Beginn gehört, und wie von der Schnur gezogen, drehten die Bewohner von Devon die Köpfe. Rolly hatte zu Boden schauen wollen, es war ihm nicht möglich gewesen, er mußte einfach in die Gesichter hineinsehen, die ihm wie aus Knetgummi vorkamen, so aufgequollen und gleichzeitig bleich waren sie. Aber er las auch den Vorwurf darin. Sie warfen ihm allein durch ihre Blicke sein Nichteingreifen vor. Er hatte das Gefühl, daß jeder von ihnen über den Officer Bescheid wußte.

Und er spürte die Blicke wie eine Anklage. Sie waren bohrend, fordernd und verständnislos.

»Was ist denn?« Plötzlich konnte sich Watson nicht mehr halten.

Er hatte einfach etwas sagen müssen, und er krächzte die Worte hervor. »Verdammt, was habt ihr denn überhaupt, ihr widerlichen Typen? Los, redet, was soll ich denn?«

»Büßen!«

Diese Antwort hatte keiner der Zuschauer gegeben, sondern der Schädel. Und Rolly Watson hatte sie genau verstanden.

»Sagt ihr doch etwas!« forderte er. »Los, sagt etwas dazu! Ich will es

hören. Eure Meinung. Ihr seid nicht besser als ich!« brüllte er und tippte sich gegen die Brust. »Um keinen Deut seid ihr besser. Aber mich habt ihr als Opfer auserwählt und wollt es mich auch spüren lassen, ihr verdammten…«

Sie schwiegen, und auch Suko hielt sich zurück. Diese Sache mußte Rolly Watson allein durchstehen.

Seine Hand sank nach unten. Gleichzeitig schob er den Kopf in den Nacken, weil er den Schädel anschauen wollte, in dessen Innern sich das Gesicht des Zigeunermädchens abzeichnete. Es waren feine, hübsche Züge, ein Mund, der lächelte, der aber dennoch alles Grausame aussprechen und Menschen unter Druck setzen konnte.

»Erkennst du mich?« Die Lippen flüsterten die Frage, und natürlich wußte der Polizist, was gemeint war.

»Du bist das Mädchen!«

»Ja, ich bin die, die du einmal aus dem Dorf gejagt hast!«

Plötzlich hob Watson die Arme. »Nein!« brüllte er, »das bin ich nicht! Verdammt, ich habe dich nicht aus Devon gejagt. Andere taten es. Die beiden Männer…«

»Ich weiß genau, wer es tat. Aber du hast dahinter gestanden und nicht eingegriffen. Du hättest kommen und mich beschützen müssen, als ich den Laden betrat. Diese Menschen sind der blanke Pöbel, der reine Mob, die haben sich in den letzten 100 Jahren nicht geändert. Sie verbrennen auch heute noch Menschen als Hexen, denn ich bin verbrannt worden. Zwei junge Männer nahmen mich an einen verfluchten Ort mit, ketteten mich dort an die Mauer und verbrannten mich. Und das in einer Zeit, die als so modern gelten will. Kannst du dir das vorstellen?«

»Nein, ja…!« keuchte Watson, der von keiner Seite her Hilfe bekam. »Nein, ich war es doch nicht!« Er holte keuchend Luft. »Verdammt, ich habe dich nicht verbrannt!«

»Du hast es auch nicht verhindert!«

»Wie denn?«

»Wußtest du Bescheid?«

Ihm lag eine Lüge auf der Zunge, was jeder sehen konnte, aber er brachte es nicht fertig, diesen als Richtung und Ankläger fungierenden unheimlichen Schädel anzulügen. Er fühlte sich durchschaut. Ihm war bekannt, daß der andere mehr wußte, als er vielleicht zugeben wollte, und so wich er einfach aus.

»Ich… ich weiß es nicht.«

»Du wußtest genau, was passierte…«

»Neiiin…! Glaub mir doch! Ich konnte es nicht wissen. Sie haben dich einfach mitgenommen. Okay, das wußte ich, genauso wie die anderen hier, die ebenfalls nicht eingriffen …«

»Stimmt!«

»Warum greifst du sie nicht an?«
»Vielleicht kommt das noch!«
Rolly Watson zitterte am gesamten Leib. Er wischte mit dem Hemdsärmel über seine Stirn und hörte die nächsten Worte. »Du bist der Polizist von Devon. Du trägst dafür die Verantwortung, daß hier Recht und Ordnung herrschen und jeder Mensch gleich behandelt wird, auch wenn er ein Zigeuner ist. Aber die Menschen hier machten einen Fehler. Sie suchten sich genau das falsche Opfer aus.« Der Mund öffnete sich weiter. Es sah so aus, als würde er etwas ausspucken wollen.
»Wieso das falsche?« fragte Rolly flüsternd.
Da lachte der Schädel. Es waren rauh klingende Laute, und auch das Gesicht des Mädchens verzog sich. »Ja, das falsche Opfer, denn ich bin Sarita, die Verfluchte oder magisch Beeinflußte. Ich stehe mit dem in unmittelbarer Verbindung, was von 150 Jahren hier geschehen ist. Vielleicht bin ich sogar mit dem toten Mädchen verwandt, das eure Ahnen haben erfrieren lassen. Als ich verbrannt wurde, erstarkte eine alte Magie neu. Der flüsternde Tod entstand, und er schwebt bereits seit einer geraumen Weile über euren Köpfen. Habt ihr gehört? Ich, Sarita, bin der flüsternde Tod!«
Die Menschen hatten es vernommen, aber sie erwiderten nichts.
Sie waren stumm geblieben und kämpften hart gegen ihre Angst an.
Begreifen konnten sie nichts. Die eigentlichen Vorgänge lagen über 100 Jahre zurück. Weshalb sollten sie jetzt büßen?
Auch Rolly hatte jedes einzelne Wort gehört. So etwas wie Energie strömte in ihn zurück, und er stellte deshalb auch die nächste Frage. »Warum? Was willst du jetzt?«
»Ich werde töten!« erklärte der Schädel mit den Blutlippen. »Ja, ich werde euch so bestrafen, wie ich bestraft worden bin. Der flüsternde Tod und der Teufel haben unabhängig voneinander diesem Dorf einen Besuch abgestattet. Der eine konnte durch den anderen nicht sein. Die damalige alte Sippe hat mit dem Höllenherrscher Verbindung aufgenommen, durch mich, den flüsternden Tod. Ich genau bin das Wesen, das alles ermöglicht hat, aus diesem Grunde läßt mir der Satan auch freie Bahn.«
Die Menschen hatten die Worte gehört, allein, sie begriffen die Zusammenhänge nicht.
Auch Suko, der schräg hinter Rolly Watson stand und von diesem nicht gesehen wurde, konnte kaum folgen. Er besaß nicht die Informationen, die sein Freund John Sinclair inzwischen hatte, aber er wußte genau, daß der flüsternde Tod fest entschlossen war, seine Rache zu vollenden. Und dabei nahm er auf niemanden Rücksicht.
Weder auf Schuldige noch auf Unschuldige.
Allerdings sah Suko eine gewisse Hoffnung. Es sah so aus, als hielte

sich der Teufel zurück. Es hätte sein Spiel sein können, war es aber nicht, der andere sollte vorpreschen.

Rolly Watson stand auf seiner Todesliste an erster Stelle. Das wußte er. Zwar hatten ihn die Vorgänge geschockt, aber er war nicht geistig verwirrt geworden. Die erklärenden Worte hatten auch ihm dengewissen Durchblick gegeben, und er dachte darüber nach, was er noch unternehmen konnte.

Wo gab es Hilfe für ihn?

Daß die anderen aus dem Dorf nicht viel mit ihm zu tun haben wollten, dokumentierten sie durch ihre Taten. Sie waren bei der Unterhaltung zwischen ihm und dem flüsternden Tod zurückgewichen. Immer nur sehr kleine Schritte, aber diese hatten sich summiert, so daß sich Rolly isoliert vorkam. Er hob den Kopf und schaute in die Gesichter seiner Mitbewohner.

Sie blieben ausdruckslos.

Kalte Blicke starrten ihn an. Vorwürfe und Haß las er darin, aber keinen Willen, ihm beizustehen, damit sie gemeinsam versuchten, das Unheil abzuwenden.

Der Polizist verzog die Lippen zu einem schiefen und auch wissenden Grinsen. »Ihr Heuchler!« flüsterte er. »Ihr verdammten Heuchler. Ihr habt genau gewußt, was in diesem Kaff geschehen ist. Ihr wußtet Bescheid, aber ihr habt nichts getan. Rein gar nichts. Ihr steht da und gafft.« Er holte tief Luft. »Ja glaubt ihr denn, es wird euch besser ergehen? Bildet ihr euch das wirklich ein?« Speichel sprühte vor seinen Lippen, so schnell und hastig sprach er. Er regte sich furchtbar auf. »Nein, ihr Ignoranten. Mit mir will dieses Wesen den Anfang machen. Mit mir allein, aber ich weiß genau, daß auch ihr an die Reihe kommt Wenn ich nicht mehr bin, holt er euch. Jeden von euch Glotzern. Hat es nicht Betty Jordan erwischt oder die beiden Liston-Brüder? Sie sind tot, haben sich in Asche aufgelöst, und ich konnte dabei sogar zuschauen.«

Der Schädel unterbrach ihn. »Du kannst erzählen, was du willst, ich bin stärker als ihr. Zudem habe ich den Schutz des Teufels bekommen, das darfst du nie vergessen. Der Teufel hält seine Hand über mich, und das kann ich auskosten.«

Rolly hatte den Kopf gehoben. »Was soll ich denn noch machen?« schrie er. »Soll ich dir sagen, daß es mir verdammt leid tut?«

»Das ist jetzt zu spät!«

Watson ging zurück. Fast wäre er Suko auf die Füße getreten. Als einziger hatte sich der Inspektor nicht von Rolly Watson wegbewegt. Bevor der andere noch weitergehen konnte und Suko tatsächlich berührte, streckte dieser den Arm aus und drückte seine Hand in den Rücken des Mannes.

Watson spürte die Berührung. Er drehte sich um, starrte Suko an und

erkannte ihn. »Na, du Held?« fragte er. »Bist du auch da, verdammt? Du bist doch extra hergekommen, um ihm den Garaus zu machen…«

»Seien Sie ruhig.«

Watson nickte. »Ja, verdammt, stell dich zu den anderen Memmen. Stell dich nur hin, das ist gut. Du gehörst zu den Kaffern!«

Suko sagte nichts. Er konnte die innere Erregung des Mannes verstehen, dem man den Tod angekündigt hatte. Watson hörte auch auf. Er sah ein, daß ihm niemand helfen wollte, aber er wollte auch nicht sterben. Für einen Moment trat er mit dem rechten Bein fest auf. Es sah aus, als wollte er jeden Augenblick die Flucht ergreifen.

Das merkte auch der flüsternde Tod.

Er meldete sich und zerstörte die Hoffnungen des Mannes mit einem radikalen Satz. »Es hat keinen Sinn, wenn du fliehen willst. Ich finde dich immer. Niemand kann sich vor mir verstecken…«

Rolly wollte es nicht glauben. Er wandte sich um, so daß er auf den gegenüberliegenden Gehsteig schauen konnte, und setzte seinen massigen Körper in Bewegung.

Niemand griff ein, auch Suko nicht. Er starrte den flüsternden Tod an und wartete darauf, wie dieser wohl reagieren würde.

Zunächst tat Rolly etwas. Nach fünf Schritten hatte er gestoppt.

Seine rechte Hand klatschte auf den Waffengriff. Er hatte die Pistole über Jahre hinweg nicht einmal mehr zu Schießübungen benutzt.

Jetzt holte er sich hervor und ließ sich dabei auf die Knie fallen, denn so hatte er immer am besten schießen können.

Nur er schien in den folgenden Sekunden zu agieren. Die anderen waren allein Staffage, Zuschauer, Statisten, die zusehen wollten, wie verzweifelt sich ein Mensch gegen einen übermächtigen Dämon wehrte. Auch für jemand, der selten oder noch nie geschossen hatte, war der blaugraue Schädel mit den auseinandergezogenen blutigen Lippen nicht zu verfehlen.

Watson hob den rechten Arm etwas an. Mit der Linken unterstützte er sein Schußgelenk und drückte ab…

***

Ich hatte mein Kreuz, und wieder einmal setzte ich all meine Hoffnungen darauf, als ich in das magische Feuer hineinsprang. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß es dem Kreuz gelang, einen Brand dieser Art zu löschen.

Noch während des Sprungs sah ich das verzerrte Gesicht des Pfarrers hinter dem wabernden magischen Flammenvorhang. Es war verzerrt, die Angst spiegelte sich darin, und es kam mir vor, als würde es jemand mit einem Tele heranholen.

Ich hörte den Teufel aufschreien und bekam im gleichen Moment Kontakt mit dem Feuer.

Aber auch das Kreuz!

Den Körper des Pfarrers spürte ich und hörte ein gewaltiges Zischen. Stinkender Rauch umgab mich. Der Pfarrer saß auf einer Couch, die auch nicht mehr zu den jüngsten Möbelstücken zählte, mit uns nach hinten kippte und erst in einer Schrägstellung von der Wand aufgehalten wurde.

Das alles geschah in wenigen Augenblicken, und ich bekam mit meiner freien Hand das Holzkreuz zu fassen, das ich von dem Pfarrer wegschleuderte, bevor ich mich herumwarf, um mich dem Teufel zu stellen.

Noch hatte ich meine silberne Waffe nicht aktiviert. Ich wußte, daß der Satan sich davor fürchtete, denn die Kraft war ungeheuer.

Sie konnte auch ihn zurückschleudern, aber Asmodis war wieder einmal schlauer gewesen. Er wußte, wann er sich zurückzuziehen hatte, und das tat er in diesen Augenblicken.

Er verschwand!

Gern tritt der Höllenherrscher spektakulär auf und ebenso spektakulär gestaltete er auch seinen Rückzug. Ich schaute auf eine rote Wolke, in deren Mitte noch sein Gesicht schimmerte, bevor alles explodierte.

Es gab keinen Krach, dennoch bekam ich den Schlag voll mit, der mich zurückwarf.

Ich jagte quer durch den Raum, fand nirgendwo Halt. Erst die Wand stoppte mich.

Den Aufprall steckte ich weg, stand wieder auf den Füßen und schaute in ein nicht mehr vom Teufel beherrschtes Zimmer.

Bis auf den Pfarrer und mich war es leer.

Der Geistliche lebte.

Er hockte auf der schräg stehenden Couch, schaute in meine Richtung, schien mich aber nicht zu sehen und hatte nur Blicke für sein Kreuz, das auf dem Boden lag und sich verändert hatte.

Es war verkohlt!

Ich ging auf den Mann zu. Als ich ihn ansprach, rührte er sich noch immer nicht, und ich mußte ihn schon anstoßen, um ihm eine Reaktion zu entlocken.

Durch einen heftigen Ruck brachte er die Couch wieder in die alte Lage und hob den Kopf. Ich sah ihm an, daß er sich noch immer in anderen Welten befand, ging zu einem Schrank und öffnete ihn. Ich wußte, daß es falsch war, was ich hier tat, denn die Zeit saß mir im Nacken, aber ich konnte nicht anders und suchte nach einem kräftigen Schluck. Irgendwie habe ich für solche Dinge einen Spürsinn, denn ich fand die Flasche Whisky auf Anhieb.

Sie war noch fast voll. »Einen Schluck?« fragte ich und hielt dem Pfarrer die Flasche entgegen.

Da er mir nicht antwortete, faßte ich die Gelegenheit beim Schopf und trank selbst. Das scharfe Zeug rann durch meine Kehle, die ich mir auch freihusten mußte.

»Geben Sie mir auch einen.«

Ich warf dem Pfarrer die wieder geschlossene Flasche zu. Er fing sie auf. Im Liegen trank er noch, aber Farbe kehrte trotzdem nicht in sein Gesicht zurück.

»Sie haben mich gerettet, nicht?«

»So sieht es aus.«

»Was wollte er hier?«

»Sie wissen, daß es der Teufel war?«

Der Pfarrer lachte auf. »Ich weiß es, aber ich kann es nicht fassen. Dabei habe ich meiner Gemeinde immer gepredigt, daß es ihn in dieser Form, wie ich ihn sah, nicht gibt, aber man kann sich irren.«

»Das dürfen Sie nicht so tragisch nehmen. Die Hölle ist auch anders, aber ihr Chef hat sich nun mal an dieses Aussehen gewöhnt, so daß er es nur ungern wechselt.«

»Er wollte mich töten, Mister…«

Ich stellte mich vor und erfuhr, daß der Pfarrer Baltimore hieß, wie die Stadt in den Staaten.

»Das ist vorbei«, sprach ich weiter und deutete auf die Spuren.

»Davor allerdings sollten sie sich hüten, Mr. Baltimore. Sie sind gefährlich.«

»Ich kenne die alte Geschichte. Er wollte sie ja wiederholen und mich so töten, wie er es damals mit dem Pfarrer getan hat. Eine alte Rache.«

»Die Asmodis nie vergißt.«

Der Pfarrer schaute mich erstaunt an. »Was macht Sie so sicher? Sie kommen hier herein, diskutieren mit dem Satan und machen den Eindruck, als wäre das völlig normal für Sie.«

»Das ist es auch.« Natürlich wollte der Geistliche mehr Erklärungen haben, das sah ich ihm an, aber die Zeit drängte. Den Teufel hatte ich ausschalten können, ein zweiter Dämon jedoch war nach wie vor existent und gegenwärtig.

Der flüsternde Tod!

Und darüber wollte ich etwas in Erfahrung bringen, erntete vom Pfarrer leider nur ein Achselzucken, da er auch nicht Bescheid wußte. »Ich habe auch nur durch einen Zufall erfahren, was mit dem Zigeunermädchen geschehen ist. Daß man es verschleppt hat. Hätte ich dies vorher gewußt, bei Gott, ich hätte eingegriffen, darauf können Sie sich verlassen, Mr. Sinclair.«

»Das glaube ich Ihnen sogar.« Ich schaute mich um. Die Teufelsspur war vorhanden, aber ich glaubte erkennen zu können, daß sie schwächer geworden war. Mit dem Abzug des Satans verlöschte auch ihre Kraft.

Das war gut.
»Sie warten hier!« entschied ich.
Der Pfarrer setzte sich aufrecht hin. »Und was haben Sie vor, Mr. Sinclair?«
»Ich schaue mich im Ort um.«
»Wollen Sie den Leibhaftigen suchen?«
Ich lachte leise auf. »Den werde ich wohl kaum finden, Mr. Baltimore. Er hat sich zurückgezogen.«
Mein Gegenüber schüttelte den Kopf. »Der Satan und Angst?«
»Vor gewissen Dingen hat er das schon.« Ich hielt mein Kreuz hoch. »Sie haben ja erlebt, welche Kraft in ihm steckt.«
»Ja, das stimmt.«
Ich wollte gehen und bekam kurz vorher mit, wie die Spuren des Teufels verschwanden. Sie lösten sich auf, als hätte jemand aus dem Unsichtbaren mit einem Tuch darüber gewischt.
Der Satan hatte in Devon nichts mehr zu suchen. Was ihm vor Jahren gelungen war, konnte er hier nicht wiederholen. Diesen Erfolg hatte ich wenigstens erzielen können.
Aber noch war die Sache nicht gelaufen.
Der flüsternde Tod beherrschte jetzt Devon, deshalb verschwand auch mein Optimismus zum großen Teil, als ich das Pfarrhaus verließ und mich dem Zentrum von Devon zuwandte…

***

Er schoß.
Jeder bekam es mit, wie Rolly Watson auf der Straße kniete, sein schweißnasses Gesicht verzogen hatte und auf den verdammten Schädel zielte. Hatte er die Waffe auch jahrelang nicht benutzt, gepflegt worden war sie von ihm ständig, und deshalb funktionierte sie auch so gut.
Und der Schädel war wirklich nicht zu verfehlen. Vier Kugeln jagte der Polizist hinein, aber er hatte sich umsonst bemüht. Kein Geschoß schaffte es, den flüsternden Tod zu zerstören, selbst als ein Geschoß gegen die Lippen hackte, geschah nichts.
Rolly Watson war fertig. Er schoß das Magazin nicht leer. Enttäuscht schüttelte er den Kopf, und ließ die Revolverhand sinken.
Alles war vergebens gewesen.
Der Schädel hatte nicht gelogen, er bestimmte, was hier auf dieser Straße geschah.
Die Zuschauer hatten sich auf Rolly Watson konzentriert. Auch Suko, aber er entdeckte auch etwas anderes.
Auf der Straße und den Gehsteigen sowie den Hauswänden veränderte sich etwas.
Die Spuren des Teufels verschwanden.

Plötzlich zogen sie sich zurück.

Die Erde schien sie aufzusaugen, und nicht einmal ein Nachleuchten blieb zurück.

Suko machte sich über die Ursache keinerlei Gedanken. Er nahm die Tatsache hin und versuchte nun, sie zu seinen Gunsten zu ordnen. Der Teufel hatte sich aus Devon zurückgezogen, eine andere Möglichkeit gab es für ihn nicht. Aber aus welchem Grunde hatte er dies getan? Weshalb überließ er dem flüsternden Tod das Feld?

Natürlich konnte sich kein Mensch in die Psyche des Satans hineinversetzen, falls dieser überhaupt eine besaß, aber der Inspektor wußte, daß man den Teufel nur mit starker Gewalt von irgendwo vertreiben konnte. Und das war möglicherweise hier geschehen.

So etwas schaffte eigentlich nur John Sinclair!

Andere Vorgänge lenkten ihn ab, da er wieder die Stimme des flüsternden Tods vernahm. Dieser Dämon sprach Rolly Watson an, und er verspottete ihn. »Ihr habt gesehen, was er versuchte, sich zu retten. Das klappte nicht, das wird niemals klappen, denn ich bin immer stärker als die Menschen. Denkt daran, ich bin der Meister, ich bin der Herrscher, ich beherrsche mein Metier, ich…«

»Was willst du?«

Keiner der Einwohner hatte gesprochen. Die Menschen standen unter einem viel zu großen Druck. Es war Suko, der die Frage stellte und auch eine Antwort bekam, wobei er von den Bewohnern so angeschautwurde, als zweifelten diese an seinem Verstand.

»Die Rache!«

»Willst du sie oder Sarita?«

»Beide, denn wir sind eine Verbindung eingegangen. Ich habe schon einmal erwähnt, daß sich die beiden jungen Männer die Falsche aussuchten. Man kann die Nachfolgerin der damals vom Teufel manipulierten Sarita nicht töten. Das widerspricht der magischen Logik, und das sollte sich jeder hier merken.«

Der flüsternde Tod gab sich sehr überlegen, und er kümmerte sich auch nicht um Suko, sondern wandte sich Rolly Watson zu. »Du hast es versucht und nicht geschafft, Mensch. Deshalb wirst du für deine Taten büßen. Ich hole dich als ersten zu mir.«

Er hatte die Worte kaum gesprochen, als es schon geschah. Plötzlich wurde Rolly Watson wie von unsichtbaren Händen gepackt.

Zuerst sagte er nichts. Er schaute staunend zu, was mit ihm geschah, denn es gab eine Kraft, die ihn nach vorn zog. Und er kam sich vor, als würde er an einem unsichtbaren Lasso hängen und über die Main Street einer Western-Stadt geschleift.

In Devon war nicht der Wilde Westen und auch keine direkt Main Street. Dafür wartete das Grauen.

Und daran dachte Rolly Watson urplötzlich. Während er versuchte,

sich gegen den Zug anzustemmen, begann er fürchterlich zu schreien.

Er verspürte keine körperlichen Schmerzen, es war die reine Angst vor dem Tod, die ihn so handeln ließ, denn der Schädel, das wußte er, würde sein Versprechen einlösen.

Jeder schaute zu.

Und ein jeder war froh, daß es nicht gerade ihn erwischt hatte, obwohl sämtliche Versammelten von der Angst geschüttelt wurden.

Der flüsternde Tod ließ ihnen eine gewisse Freiheit. Innerhalb eines gewissen Raumes konnten sie sich bewegen, und das taten sie auch, denn sie traten zur Seite, um dem Polizisten Platz zu schaffen.

Niemand wollte sich nachsagen lassen, daß er der Rache desflüsternden Tods im Wege gestanden war.

Bis auf eine Person.

Das war Suko!

Durch das Verschwinden der unheimlichen Teufelsspuren war auch ein Teil des Drucks von ihm gewichen. Sein Gehirn arbeitete wieder klar. Er konnte logisch denken, und er wußte deshalb, daß er als einziger der Versammelten die Möglichkeit besaß, hier noch eingreifen und etwas verändern zu können.

Mit Silberkugeln hatte er zwar schießen wollen, nun jedoch änderte er seinen Plan. Suko holte eine seiner stärksten Waffen hervor. Es war der von Buddha hergestellte magische Stab, dessen Geheimnisse auch sein Besitzer nicht voll ergründet hatte.

Er kannte nur die Wirkung.

Niemand hinderte ihn daran, diese »Waffe« hervorzuholen. Die Umstehenden hatten nur Augen für den schreienden und über den Boden schleifenden Officer Watson, der vor Angst bleich war und fast verging.

Er weinte, er brüllte, und Suko mußte sich schon anstrengen, um das entscheidende Wort zu rufen, damit er das Schreien des Mannes übertönen konnte.

»Topar!«

Noch in der gleichen Sekunde veränderte sich die Situation schlagartig, weil die Magie des Stabes voll zum Tragen kam.

Wenn Suko oder ein anderer Träger dieses eine Wort rief, wurde die Zeit für fünf Sekunden angehalten und alle in Rufweite stehenden Menschen, die das Wort gehört hatten, waren für diese fünf Sekunden lang nicht mehr in der Lage, sich zu bewegen.

Nur der Träger.

Und der mußte seine Chance nutzen, allerdings durfte er dabei nicht zum letzten Mittel greifen und töten. Hätte er das getan, wäre die Wirkung des Stabes verlorengegangen.

Manchmal können fünf Sekunden sehr lang werden, es kam immer auf die Verfassung und das Vorhaben eines Menschen an.

Doch in Sukos Grenzsituationen waren sie meist zu kurz, deshalb beeilte er sich stets so sehr und wirkte manchmal wie ein Irrwisch.

So auch hier.

Den Stab hatte er blitzschnell verschwinden lassen, um die Hände frei zu haben. Mit einem Satz erreichte er den in der Bewegung erstarrten Rolly Watson, faßte ihn unter und stellte mit einem Seitenblick fest, daß sich der flüsternde Tod ebenfalls nicht bewegte und in der Luft stand, als hätte man ihn gemalt.

Suko setzte seine ganze Kraft ein, aber Rolly brachte ein gewaltiges Gewicht auf die Waage, so daß es dem Inspektor nur gelang, ihn herumzudrehen. Und die Zeit lief ihm davon.

Vier Sekunden waren vergangen.

Rolly hatte zwar eine andere Haltung eingenommen, aber es war Suko nicht gelungen, ihn aus der Gefahrenzone zu ziehen.

Auch nicht nach fünf Sekunden!

Da passierte es nämlich. Plötzlich konnten sich die Menschen wieder bewegen. Leider auch der flüsternde Tod, der seine Chance augenblicklich wahrnahm und die Kraft wieder einsetzte.

Suko hielt Rolly noch immer umfangen. Er wollte ihn nicht loslassen, auch wenn es der andere so stark versuchte und den Gegendruck aufbaute.

Unter den Achseln hielt der Inspektor den Polizisten fest. »Sie müssen es schaffen!« keuchte er. »Stemmen Sie sich gegen den Druck, kämpfen Sie! Machen Sie sich nicht unglücklich…«

Er schrie nur.

Und Suko merkte wenig später, daß es auch für ihn zu spät war.

Er hatte alles auf eine Karte gesetzt und befand sich auf der Verliererstraße, denn der flüsternde Tod besaß eine mörderische Kraft.

Er zog nicht allein Rolly Watson zu sich heran, auch dessen Helfer Suko. Und der schaffte es nicht mehr, sich von Watson zu lösen. Die Kraft des Schädels hatte die beiden Menschen magisch gekettet.

Einer hing an dem anderen, und beide waren sie dem Schädel auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

Das fiel nicht nur dem Chinesen auf, er sah es auch an der Mimik der totenblassen Gesichter ihrer Zuschauer. Sie begriffen in diesen Momenten, daß alles zu spät war und daß sie, die Menschen, keine Chance haben würden, dies zu ändern.

Der Chinese und Officer Watson würden die ersten beiden Opfer des flüsternden Tods werden.

Noch berührten die Beine der beiden Männer den Boden, aber ihre Körper wiesen bereits eine schräge Linie auf, dessen Verlängerung genau gegen das Maul des Schädels zeigte, das sich langsam öffnete, als wollte es die Menschen verschlingen.

Es war schlimm.

Besonders Rolly Watson drehte fast durch. Er, der sich noch nie in Lebensgefahr befunden hatte, wurde doppelt stark getroffen. Er hatte den Mund weit aufgerissen. Über seine Lippen drangen schreiende, keuchende Worte, die niemand verstehen konnte, weil er sich beim Sprechen einfach überschlug. Sein weiteres Handeln wurde von der reinen Angst diktiert, er schielte hoch und sah den blaugrauen, in der Luft schwebenden Schädel immer näher kommen.

Seine Beine berührten den Boden nicht mehr, auch Sukos Kontakt war mittlerweile verlorengegangen, und die beiden Männer sahen in ihren Halterungen aus, als würden sie auf einer Rutsche in den Himmel gezogen.

Aber unter ihnen war nichts. Sie schwebten einfach in der Luft, und sie hingen auch an keinem Faden. Allein die magische Kraft des flüsternden Tods führte sie dem Schädel entgegen.

Der wartete mit offenem Maul.

Seine Lippen bildeten ein Oval, das Suko an einen fressenden, blutroten Ring erinnerte. Er suchte verzweifelt nach einer Lösung. Er wollte aus dieser Falle heraus, vielleicht gelang es durch Schüsse aus der Beretta, nur mußte Suko feststellen, daß er weder seinen rechten noch den linken Arm bewegen konnte. Beide Hände waren auf magische Weise mit dem Körper des anderen verwachsen.

Aus diesem Grunde war es ihm auch nicht möglich, die Dämonenpeitsche zu ziehen. Vielleicht wäre es den drei magisch aufgeladenen Riemen gelungen, den Schädel zu zerstören, aber was sollte sich Suko über Dinge Gedanken machen, die sich ohnehin nicht ausführen ließen? Er mußte sich eben damit abfinden, wehrlos zu sein, und wahrscheinlich stand ihm das gleiche Schicksal bevor wie einemder beiden Peiniger des Mädchens. Suko hatte die Szene noch genau in Erinnerung, wie der Schädel die blanken Knochen teile aus dem Mund hatte rollen lassen.

Von den Zuschauern half keiner. Niemand traute sich, keiner wollte das gleiche Schicksal erleiden wie die beiden Männer, denn jeder glaubte daran, daß auch ein dritter oder vierter sich nicht mehr würde lösen können.

Die Distanz schmolz zusammen. Sie hatten bereits die Höhe der ersten Hausdächer erreicht und sahen die Lippen wie einen gewaltigen Blutmund vor sich.

Ein Tor ins Verderben, geöffnet, bereit, Opfer zu verschlingen und somit zu töten.

Rolly Watson jammerte. Er sah das Maul als erster, konnte direkt hineinschauen und entdeckte tief in der ovalen Öffnung auch das unheimliche Glosen.

Dort erwartete man ihn.

»Neiinnn!« brummte er ängstlich. »Ich will nicht sterben. Ich habe

nichts getan. Es waren andere…«

»Du hast zugeschaut!« Der flüsternde Tod formulierte die Antwort aus zischenden Worten. »Du hättest eingreifen können und auch müssen, aber das hast du nicht getan. Dafür bekommst du jetzt deine Quittung. Dein Leben, Mensch, ist beendet. Ich werde dich verspeisen und mit einer Magie zusammenbringen, die dich auflöst, so daß ich zu guter letzt deine Knochen ausspeien kann.«

Der Schrei war grauenhaft.

Obwohl dem Mann noch nichts geschehen war, hatte er ihn in Todesangst ausgestoßen. Er versuchte, die Entfernung zu schätzen.

Vielleicht hätte er mit ausgestreckten Armen den Mund schon berühren können, aber das wollte er nicht. Er mußte sich furchtbar zusammenreißen, um seine Angst nicht noch stärker zu zeigen.

Suko hielt sie unter Kontrolle. Noch immer suchte er nach einer Chance, einem schrecklichen Tod zu entgehen. Er konnte über die Menschen hinwegblicken, schaute auch in eine Gasse hinein und glaubte, dort eine Bewegung zu sehen.

Wenn sich dort ein anderer Mensch gelöst hatte, würde er es schwerhaben, sich behaupten zu können.

Der Kampf ging weiter.

Und dabei wurde er so verflucht einseitig geführt. Keiner der beiden war in der Lage, sich gegen das Grauen zu wehren, und Rolly Watson erwischte es als ersten.

Er berührte mit der Schädelplatte den oberen Rand der blutigen Unterlippe für einen winzigen Moment, bevor sein Kopf, mit dem Gesicht zuerst, über die Lippe glitt und in der Öffnung verschwand.

Das Schreien des Mannes wurde zu einem dumpfen Todesgurgeln…

Tasso hatte zugeschaut, hatte die Schüsse vernommen und auch die Menschen erlebt, die vor Angst vergingen…

Das alles war nicht spurlos an ihm vorbeigegangen, obwohl er so unbeweglich stand wie ein Denkmal.

In seinem Innern aber tobte es.

Da war plötzlich eine Stimme, die tief aus seiner Seele drang und ihn nicht von außen her erreichte.

Es war das Gewissen!

Jeder Mensch hat es, ein jeder bekommt es in extremen Situationen zu spüren. Es meldet sich, es warnt die Menschen. Es will erreichen, daß sie umkehren und sich ändern.

So war es auch bei Tasso.

Du hast die Möglichkeit, sagte ihm die innere Stimme. Nur du allein kannst es schaffen, denk daran.

Er hatte die Möglichkeit. Tasso drückte sich mit dem Rücken gegen die Wand. Er wollte über die Worte nachdenken. Wieso hatte er die Möglichkeit, alles zu stoppen. Was konnte es sein? Weshalb hatte sich

sein Gewissen gemeldet? Hatte er vielleicht etwas übersehen? War ihm einiges nicht mehr klar?

Er grübelte verzweifelt darüber nach und kümmerte sich auch nicht um das Geschehen auf der Straße.

Überleben war wichtiger.

Er ließ die letzte Stunde noch einmal vor seinem geistigen Auge Revue passieren. Dabei versuchte er, sich an Einzelheiten zu erinnern. Was war da alles vorgefallen? Er hatte Besuch von den beiden Polizisten bekommen. Sie hatten gemeinsam den alten Kirchplatz aufsuchen wollen, dort den flüsternden Tod erlebt und Sarita gesehen.

Sarita!

Sie mußte die Lösung sein. Und gleichzeitig auch das, auf das ihn sein Gewissen hatte hinweisen wollen.

Sarita also.

Aber wieso?

Es war wieder der berühmte Geistesblitz, der Erfindern und Tüftlern half. Diesmal traf er Rolly Watson.

Endlich löste sich der Mann aus seiner Deckung. Zuvor hatte er mit einer bestimmten Handbewegung etwas geholt, das er nun festhielt. Tasso wußte nicht, ob sie ihn sahen, aber er sah sie, und das allein zählte. Die beiden Männer befanden sich in einer schrecklichen Lage, denn die Magie des Schädels hatte sie voll erwischt.

Sie wurden schräg in die Höhe gezogen. Das Ziel war der blutrote Mund. Er war zu einem Oval verzogen, gerade so groß, daß er den Menschen verschlucken konnte.

Der Kopf befand sich bereits dicht vor dem Schädelmund.

Plötzlich begann Tasso zu rennen. Er mußte auf dem Pflaster gut zu hören gewesen sein, doch niemand kümmerte sich um ihn.

Die Zuschauer verfolgten das entsetzliche Schauspiel.

Rolly Watsons Kopf verschwand im blutroten Maul des graublauen Schädels.

Das war genau der Moment, in dem der Zigeuner den Schauplatz des Geschehens erreichte. Und er griff ein.

»Halt!« brüllte er. »Halt ein, Sarita! Ich bin es, Tasso. Schau her, ich habe etwas!«

Und er zeigte das, was er in der rechten Hand hielt…

Es war ein Kästchen. In ihm lag die Asche derjenigen Person, die vor 150 Jahren verbrannt worden war und zur Beschwörung gedient hatte. Die unheilige Reliquie der Zigeuner.

War es auch die Lösung?

Tasso hatte den flüsternden Tod direkt angesprochen, und er hoffte nun, daß ihn dieser auch verstehen würde und so reagierte, wie er es sich vorgestellt hatte.

Von den übrigen Dorfbewohnern jedenfalls war er gehört und auch

gesehen worden. Man nahm seine Ankunft nicht nur zur Kenntnis, man sprach auch darüber. Und diesmal wehte dem Sippenchef nicht das Flüstern des Schädels entgegen, sondern das der Menschen.

»Ein Zigeuner«, hörte er.

»Was will der?«

»Er wird sich auch rächen…«

Nein, er wollte sich nicht rächen. Er wollte den Ort, in dem seine Sippe schon immer so schlecht behandelt worden war, nur säubern.

Von einem alten Fluch befreien, deshalb war er gekommen und hatte nicht den Schädel, sondern Sarita direkt angesprochen.

Und sie antwortete auch. Ihr Gesicht zeigte Erstaunen. »Tasso?« klang ihre geisterhafte Stimme auf. »Du bist es?«

»Ja.«

»Und was willst du?«

»Ich will, daß es aufhört. Der Fluch hat lange genug bestanden. Du sollst nicht mehr töten. Laß diesen Mann frei! Noch lebt er, ich sehe es, seine Beine bewegen sich…«

»Weshalb sollte ich ihn freilassen? Kennst du nicht die alten Gesetze? Er hat sie übertreten. Er hat dafür gesorgt, daß ich als Mensch nicht mehr existieren kann. Ich wurde verbrannt…«

»Nicht durch ihn.«

»Durch ihn oder andere. Er gehört dazu. Ebenso wie die anderen, die zugeschaut haben, aber nicht eingriffen. Ich werde sie mir der Reihe nach holen. Wenn ich die Knochen dieser beiden wieder ausgespien habe, kommt derjenige an die Reihe, in dessen Geschäft ich als Mensch gewesen bin. Ich werde ihn mir holen, danach die keifenden Weiber, die anderen Männer, die zuschauten und so dreckig grinsten. Alle kommen an die Reihe. Sie sollen büßen. Für die Vergangenheit ebenso wie für die Gegenwart. Hast du gehört, Tasso? Du kannst mich nicht umstimmen.«

»Dann muß ich gegen dich kämpfen!«

Diesmal lachte Sarita. »Oh, du armer Narr. Du kannst nicht gegen mich kämpfen. Wie willst du das anstellen? Wie willst du gegen einen Stärkeren gewinnen? Das geht nicht. Ich bin allen Menschen überlegen. Ich kann sie töten, auch diejenigen, die zu meiner Sippe gehören, Tasso. Den anderen habe ich mich gezeigt. Sie sind in panischer Angst geflohen, obwohl sie keine Furcht hätten zu haben brauchen, weil sie unschuldig sind. Aber hier, Tasso, hier warten die Menschen, die mich verflucht, mir den Tod und die Hölle gewünscht haben. Man entführte mich, man verbrannte mich, aber man konnte mich nicht töten, weil derjenige, den unsere Vorfahren beschworen haben, eine Brücke zwischen der Erde und der Hölle bildete. Das habe ich dir sagen wollen. Geh und komm erst wieder, wenn es hell geworden ist und du die Gebeine einsammeln kannst.«

Der Mann mit dem grauen Lockenhaar und der dunklen Kleidung schüttelte den Kopf. Tasso hatte sich einmal entschieden, er würde bei seinem Vorsatz bleiben und sagte dies laut und deutlich.

»Durch deine Haltung, Sarita, zwingst du mich zu Dingen, die ich eigentlich nicht vorhatte. Schau her, sieh genau auf den Kasten, denn in ihm befindet sich die Asche derjenigen Person, die vor so langer Zeit verbrannte. Wir haben sie aufbewahrt, sie ging durch Generationen, wurde weitervererbt und sollte uns, der Sage nach, schützen. Das stimmt nicht. Sie hat uns nicht beschützt, sie führte uns den bösen Kräften zu, und das haben die Zigeuner ebenso wenig verdient wie die anderen Schichten der Bevölkerung. Verstehst du meine Reaktion nun?«

»Ja, ich begreife dich. Und ich weiß nun auch, daß wir Feinde sind!«

»Sicher!«

Es war Tasso nicht leichtgefallen, das letzte Wort auszusprechen, aber es gab einfach keine andere Chance für ihn. Er mußte dem flüsternden Tod zeigen, daß er nicht gewillt war, das Grauen über die Menschen kommen zu lassen, die nicht zu seinen Freunden zählten.

Deshalb öffnete er das Kästchen.

Dabei trat er noch einen Schritt näher und drehte es so, daß Sarita hineinschauen konnte.

»Sieh her, schau auf die alte Asche, dann wirst du erkennen, daß nichts mehr zurückbleibt. Ich kippe den Kasten und verstreue die Asche in alle vier Winde…«

»Wirklich?«

Etwas an der Fragestellung der geisterhaften Zigeunerin ließ den Mann stutzig werden. Er drehte das Kästchen um, schaute hinein, und seine Augen wurden riesengroß.

In dem Kasten befand sich keine Asche mehr.

Statt dessen ein kleiner blaugrauer Totenschädel mit blutroten Lippen!

Es war die exakte Nachbildung des übergroßen Skelettkopfes, und Tasso hatte für einen Moment das Gefühl, der Boden würde sich unter seinen Füßen öffnen.

Mit dieser Wendung hatte er nicht gerechnet. Gleichzeitig wurde ihm bewußt, daß er und sein Stamm einem Phantom nachgelaufen waren. Daß sie nicht die Asche als Reliquie verwahrt hatten, sondern den flüsternden Tod und sie selbst vielleicht noch dafür gesorgt hatten, daß dieser Dämon entstehen konnte.

Ihn schwindelte. Tasso merkte, wie sehr er zitterte und dabei Mühe hatte, das Kästchen zu halten. Bleich war er geworden. Auf den Lippen schmeckte er salzigen Schweiß, er jammerte, und er ging einen Schritt zurück, bevor er sich wieder fangen konnte.

Auch die veränderte Sarita hatte die Reaktion bemerkt. Sie lachte

plötzlich auf, freute sich diebisch und dämonisch, bevor sie Tasso erklärte: »Du hast dich entschieden, mein Junge. Es war dein Fehler. Ich wußte Bescheid, du nicht. Ich gab dir eine Chance, du hast sie nicht genutzt. Jetzt wirst du die Konsequenzen tragen müssen.«

»Dann töte mich!« rief Tasso laut. »Ich bin nicht mehr würdig, hier zu leben!«

»Das werde ich auch. Und wenn du versuchen willst, den Schädel zu zerstören, schlag dir das aus dem Kopf. Du kannst ihn nicht vernichten. Niemand kann es.«

»Doch!« rief eine scharfe Stimme. »Ich kann es!«

***

Alles hatte ich aus guter Deckung mitbekommen, und wußte jetzt auch die Lösung. Ich hatte bewußt so lange gewartet, um genau zum richtigen Zeitpunkt eingreifen zu können.

Ich war während meiner Worte über die Straße gerannt, und sie schwangen noch als Echo in der Luft, als ich Tasso bereits erreichte und ihm den offenen Kasten aus der Hand riß.

Er ließ es widerstandslos über sich ergehen. Hart hielt ich den kleinen Kasten fest. Der Deckel war zurückgeklappt und wurde durch irgendeinen Mechanismus in der Waagerechten gehalten, so daß mein Blick auf den kleinen Schädel fiel.

Ja, er sah aus wie der große.

Sogar die blutigen Lippen waren vorhanden. Nur durfte ich nicht zu lange zögern, denn ich wußte, daß sich der flüsternde Tod verdammt gut wehren konnte.

Einen Blick warf ich hinüber.

Das sich dort abzeichnende Gesicht der Zigeunerin zeigte einen unbeschreiblichen Haß. Es stand auf des Messers Schneide, als ich mein Kreuz nahm und es auf den kleinen Kopf preßte.

Die Formel ging mir glatt über die Lippen. »Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Was vor langer Zeit als Bannspruch erfunden worden war und als Bollwerk gegen das Böse, ließ mich auch diesmal nicht im Stich.

Das Kreuz funkte, flammte und gleißte auf, während ich den Kasten hielt, wie auch die anderen geblendet wurde und zuhörte, wie der kleine Schädel mit zischenden Geräuschen verschmorte und dabei noch einen beißenden Rauch abgab.

Diesmal blieb tatsächlich nur Asche zurück.

Ich ließ den Kasten kurzerhand fallen, weil die Blendung aufgehört hatte und schaute zu, was mit dem großen Schädel passierte.

Suko und Rolly Watson lagen am Boden. Sie hatten einige Menschen mit umgerissen, das interessierte mich nicht weiter, denn ich wollte zuschauen, wie der Schädel verging.

Das Gesicht wurde zerstört, regelrecht in Fetzen gerissen. Ein furchtbares Bild, das sich im Innern des blaugrauen Totenkopfs abmalte, der immer kleiner wurde, in der Luft noch zitternd und bebend stand, bis er, nur noch so groß wie eine Murmel, zu Boden tickte.

Dort blieb er liegen.

Tasso aber schrie auf. Bevor ihn jemand daran hindern konnte, sprang er vor und trat mit dem Absatz auf die Kugel. Und das mit voller Wucht.

Wir alle hörten, wie das Gebilde zerbrach. Er drehte sich noch auf der Stelle, und als er den Fuß wieder anhob, trat ich näher, um nachzuschauen.

Die Kugel war zerstört.

Dennoch blieb etwas zurück.

Er sah aus wie ein Klecks aus roter Tinte. Tatsächlich aber war es Blut.

Letzte Erinnerung an die roten Lippen eines Totenschädels…

***

Suko und ich blieben noch in Devon. Mein Freund hatte den Fall mit einigen blauen Flecken überstanden, während Rolly Watson bald einen rechten Gipsarm haben würde.

»Lieber einen Gipsarm als überhaupt keinen«, hatte jemand gesagt und dabei die Wahrheit gesprochen.

Wir blieben noch bis zur Mitte des nächsten Tages und gaben Ratschläge, so gut wir konnten, dabei kräftig unterstützt durch den Pfarrer von Devon. Mit den Folgen des Falles und mit ihrem schlechten Gewissen den Zigeunern gegenüber mußten die Leute selbst fertig werden. Dafür waren Männer wie Suko und ich nicht zuständig…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 390 »Ich folgte der Teufelsspur«